



1 | 2021
50. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg

LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE
IM REGIERUNGSPRÄSIDIUM STUTTGART



Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR WIRTSCHAFT, ARBEIT UND WOHNUNGSBAU



Der Tagblattturm mit neuen denkmalgerechten Fenstern vom Dach eines Hofgebäudes gesehen, Zustand 2020. Foto: RPS-LAD, Iris Geiger-Messner.

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDESDENKMALPFLEGE

1/2021 50. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N. gefördert vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Prof. Dr. Claus Wolf

Schriftleitung: Dr. Irene Plein

Stellvertretende Schriftleitung: Grit Grafe

Redaktionsausschuss:

Dr. Dieter Büchner, Dr. Andreas Haasis-Berner, Daniel Keller, Sabine Kuban, Dr. Melanie Mertens, Dr. Oliver Nelle, Dr. Anne-Christin Schöne, Susann Seyfert, Dr. André Spatzier, Dr. Yvonne Tafelmaier

Produktion:

Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart

Lektorat: André Wais / Annine Fuchs

Gestaltung und Herstellung:

Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher

Druck: Offizin Scheufele, Stuttgart

Postverlagsort: 70178 Stuttgart

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Auflage: 30 000



Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 1 Editorial
- 2 Der Tagblattturm
Seit 1928 neu-sachliches Wahrzeichen
Stuttgarts
Judith Breuer/Angelika Reiff
- 11 Geoarchäologie
Der Beitrag der Geoarchäologie zur
Erforschung der Kulturlandschafts-
entwicklung
Richard Vogt
- 17 Altflurrelikte als Quelle der
Umweltgeschichte
Neue Fragen und Methoden
Rainer Schreg
- 23 Bewegliche Kulturdenkmale
Eine moderne Denkmalgattung?
Dieter Büchner
- 30 Der Denkmalpfleger als Architekt
Das Wohnhaus Franz-Bläsi-Straße 18
in Bruchsal von Fritz Hirsch
Ruth Cypionka
- 37 Frei nach Thoreau – Hüttenleben
im Walde
Das Schullandheim Mönchhof
Andreas Dubsclaff
- 43 Bis an die Grenzen des
Machbaren – und darüber hinaus?
Das verlorene Dachwerk der Göppinger
Stadtkirche
Nikolai Ziegler
- 49 „Meine Schule –
ein Kulturdenkmal?!“
Neues Unterrichtsmaterial der Reihe
„Erlebniskoffer“ befasst sich mit dem
Schulgebäude selbst
Christiane Schick
- 52 Respekt und Courage
Neugewinnung des
Schlosses Gottesau in Karlsruhe
Clemens Kieser
- 55 Ortstermin
Baulücke legt bauzeitliche Ober-
fläche frei
Einblicke in die Herstellungstechnologie
des Stuttgarter Tagblattturms
Almuth Escher
- 57 Bürgerschaftliches Engagement
„Liebe Gott über Alles –
Den Naechsten wegen Gott“
Die geretteten Epitaphien des
Pfarr-Rektors Herr in der Antonius-
kapelle von Kuppenheim
Albrecht Klingsporn
- 59 Denkmalporträt
Einkehr und Versammlung
Das katholische Gemeindezentrum
St. Paul in Heidelberg
Maximilian Kraemer
- 61 Rezension
- 62 Mitteilungen
- 69 Neuerscheinungen
- 70 Personalien

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Wenn Sie eine Spendenbescheinigung wünschen,
bitte Name und Anschrift angeben.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der
Denkmalstiftung Baden-Württemberg
bei. Sie ist auch kostenlos bei der
Geschäftsstelle der Denkmalstiftung
Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17,
70173 Stuttgart, erhältlich. Des Weiteren
liegen dieser Ausgabe das Jahres-Inhalts-
verzeichnis des Jahrgangs 2020 bei.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser, Land-, Forstwirtschaft und Flächenverbrauch stellen die Denkmalpflege vor Herausforderungen, wenn es darum geht, historische Kulturlandschaften zu erhalten. Wichtige Elemente wie zum Beispiel Altfluren, Terrassierungen, Weinberge, Kohlegruben, Glasöfen, Wasserwege, Teiche, Schleusen oder Jagdanlagen, müssen heute oft ökonomisch motivierten Belangen weichen, was zum Verlust von Bezügen markanter Elemente des Gesamtbildes und zum Verlust der „Archivfunktion“ von Kulturlandschaften führt. Das Landesamt für Denkmalpflege hat dies zum Anlass genommen, dieser Denkmalgattung seit der Herausgabe von Heft 2/2020 eine Beitragsreihe zu widmen und einzelne Elemente von Kulturlandschaften stärker in den Fokus zu nehmen. Ziel ist es, zu zeigen, wie wichtig diese als Quelle für das Verständnis der einstigen Lebensrealitäten sind, um auf diese Weise die Akzeptanz ihrer Erhaltung zu fördern. Auftakt der Serie war der Beitrag „Die historische Kulturlandschaft – ein wertvolles Erbe. Archäologische Relikte und ihre Denkmaleigenschaft“ von Aline Kottmann und Andreas Haasis-Berner. In diesem Bericht führten die Autoren in das Themenfeld ein, definierten Kulturlandschaften, erläuterten die Schutzmöglichkeiten und stellten neue Forschungsmethoden vor. Da archäologisch überlieferte Relikte oft schwerer einzuordnen, auszuwerten und zu erhalten sind als obertägig sichtbare Kulturlandschaftselemente, liegt der Schwerpunkt der Beitragsreihe auf der Archäologie. Neue Möglichkeiten, sich dem vorhandenen Bestand anzunähern, haben sich durch die LiDAR-Technik ergeben. Bei dieser Technik wird die Erdoberfläche gescannt und im Boden verborgene Denkmäler können mittels oft kleiner Oberflächenveränderungen auch in Waldregionen identifiziert werden. Welcher Erkenntnisgewinn hierdurch möglich wird, zeigt sich beispielsweise in dem Beitrag von Ralf Hesse und Oliver Nelle in Heft 3/2020 zu den Relikten der Holzkohleproduktion in der Kulturlandschaft. Erst mithilfe der LiDAR-Technik ist deutlich geworden, wie weit verbreitet dieses Waldgewerbe, bei dem Holzkohle gewonnen wurde, einstmals gewesen ist. Lesen Sie jetzt in diesem Heft in den Beiträgen von Richard Vogt und Rainer Schreg, wie sich aus der Untersuchung der Kulturlandschaftsrelikte sowie aus angeschwemmten Kolluvienprofilen mithilfe von LiDAR und Geoarchäologie traditionelle Methoden der Landnutzung rekonstruieren lassen. Sie werden überrascht sein, wie vielfältig Struktur und Gestalt der Agrarflächen über die Jahrhunderte, abhängig von den örtlichen Gegebenheiten, vom



vorhandenen Wissen und den zur Verfügung stehenden Bearbeitungsgeräten waren.

Eine Änderung der Wirtschaftsweise hat vermutlich auch die große ökonomische Krise des 14. Jahrhunderts mit Hungersnöten, Überschwemmungen und Seuchen begünstigt, die eine stärkere Gewichtung der Viehwirtschaft gegenüber dem Ackerbau in der frühen Neuzeit auf der östlichen Schwäbischen Alb zur Folge hatte. Noch sind diese Zusammenhänge eine wissenschaftliche Hypothese. Es wird aber deutlich, wie wichtig Erforschung und Erhalt von Kulturlandschaften sind, um den Einfluss der Agrarwirtschaft auf Mikroklima, Flora, Fauna, Böden und Wasserhaushalt zu rekonstruieren. Hier eröffnet sich ein wichtiges neues Forschungsfeld auch für die archäologische Denkmalpflege.

Die Beitragsreihe wird auch in den kommenden Heften fortgesetzt. Weitere Themen in diesem Heft sind zum Beispiel der Tagblattturm, der seit 1928 neu-sachliches Wahrzeichen Stuttgarts ist, oder Fritz Hirsch, der nicht nur Denkmalpfleger, sondern auch Architekt war und dessen Wohnhaus in Bruchsal vorgestellt wird.

Empfehlen möchte ich gerade in der Zeit der Pandemie auch das neu erschienene Unterrichtsmaterial „Meine Schule-ein Kulturdenkmal?!“, das die Denkmalpflegepädagogin Christiane Schick in einem Beitrag vorstellt. Erschienen in der Reihe „Erlebniskoffer“ unterstützt das Material Projekte, bei denen sich Schulklassen mit ihrem eigenen denkmalgeschützten Schulgebäude befassen. Ein außerschulischer Unterrichtsgang ist hier nicht notwendig und doch lernen die jungen Menschen am unmittelbaren Objekt viel über die Bedeutung und den Umgang mit unserem baulichen Kulturerbe.

Ich wünsche Ihnen eine abwechslungsreiche und spannende Lektüre!

Wolfgang Reimer

Regierungspräsident des Regierungsbezirks Stuttgart



Der Tagblattturm

Seit 1928 neu-sachliches Wahrzeichen Stuttgarts

Die gesellschaftlichen Umbrüche vor rund hundert Jahren brachten auch eine neue Architektur hervor. In Stuttgart entstanden damals bedeutende Bauten der Neuen Sachlichkeit, so die Weißenhof-Siedlung, das Kaufhaus Schocken und das Hochhaus des Stuttgarter Neuen Tagblatts. Dank der rechtzeitigen Ausweisung als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung und dank des Eigentümerwechsels wurde der Tagblattturm erhalten. Mehrfach renoviert, erhielt Stuttgarts neu-sachliches Wahrzeichen zuletzt durch denkmalgerechte Fenster seine originalgetreue Gliederung zurück.

Judith Breuer/Angelika Reiff

Das Tagblatt als Bauherr

Ende des 19. Jahrhunderts war das Neue Tagblatt, das seit 1843 in Stuttgart erschien, die größte Tageszeitung Württembergs. 1909 fusionierte es mit seinem bisherigen Konkurrent, der Württemberger Zeitung, zur Stuttgarter Zeitungsverlag GmbH, die das nun so genannte Stuttgarter Neue Tagblatt herausgab. Carl Esser, gebürtiger Düsseldorfer und bislang Direktor der Württemberger Zeitung, übernahm die Leitung des neuen Blattes. Liberal, nach dem Ende der Monarchie demokratisch-liberal ausgerichtet, war auch das Stuttgarter Neue Tagblatt von Anfang an die größte Tageszeitung Württembergs mit einer Auflage von 70 000 Stück um die Mitte der 1920er Jahre.

Das Neue Tagblatt war seit 1871 im Süden Stuttgarts in den Gebäuden Torstraße 27 und 29 ansässig. Über das viergeschossige Gebäude Torstraße 29 mit einer Werksteinfassade in Formen der italienischen Renaissance heißt es im Tagblatt-Taschenbuch von 1934, dass der „schöne“ Bau 1871 von Christian Friedrich Leins, Architekt und Hochschullehrer in Stuttgart, erbaut worden sei. Das Nachbargebäude Torstraße 27 wurde 1895/97 durch das fünfgeschossige Hauptgebäude der Zeitung mit einer Werksteinfassade in Gliederungen der Spätgotik und deutschen Renaissance ersetzt (Abb. 1). Zugleich entstanden im Hof backsteinerner Betriebsgebäude für Setzerei und Druckerei. Nach Ende des Ersten Weltkriegs wuchs die Zahl der Mitarbeiter auf etwa 1000 an und eine Erweiterung der Zeitungshäuser wurde notwendig. Generaldirektor Esser beauftragte 1924 den zu seinem Freundeskreis zählenden Stuttgarter Architekten Ernst Otto Osswald, der die Vergrößerung der hofseitigen Betriebsgebäude soeben abge-

schlossen hatte, mit einem Neu- und Umbau zur Aufnahme von Anzeigenschalterhalle, Redaktion und Direktion.

Warum ein Hochhaus?

Die Direktion des Neuen Tagblatts wollte im Anschluss an die bestehenden Zeitungshäuser erweitern. Dafür hatte sie bereits um 1905 das angrenzende nur 135 qm große Grundstück Eberhardstraße 61 mit einem Haus aus dem frühen 19. Jahrhundert erworben. Was lag näher als hier ein Hochhaus zu erbauen? „Die Berechtigung, gerade hier ein Turmhaus zu schaffen“, so schreibt 1929 die Deutsche Bauzeitung, „wurde einerseits abgeleitet aus der Notwendigkeit, auf beschränkter Grundfläche die erforderlichen Räume für ein großes Zeitungsunternehmen unterzubringen, andererseits aus dem Wunsche, den Bau der Bedeutung des Betriebes entsprechend aus seiner Umgebung herauszuheben“. Das Hochhaus sollte also auch zeichenhaft für die demokratisch-liberale Zeitung stehen.

Wegbereitend für die Überlegungen zu einem Hochhausbau war eine 1921 erstellte Studie von Richard Döcker, Architekt in Stuttgart, und Hugo Keuerleber, seit 1919 Bauamtmann im Stadterweiterungsamt Stuttgart. Diese war zum Ergebnis gekommen, dass 15 an markanten Stellen in der Stadt stehende Hochhäuser von bis zu 60 m Höhe Stuttgarts Stadtbild guttun würden. Förderlich für die Idee eines Hochhauses für das Tagblatt waren auch die Nachrichten von einem nordamerikanischen Pressehochhaus, dem Chicago Tribune Tower, der 1923 bis 1925 als verblendete Stahlrahmenkonstruktion mit beachtlichen 36 Geschossen erstellt worden war.

Osswald griff die für Fortschritt stehende Idee eines Hochhauses begeistert auf. Bei einer Studienreise machte er sich ein Bild von den jüngsten deutschen Hochhausbauten. In Düsseldorf besichtigte er das Wilhelm-Marx-Haus, einen 1922 bis 1924 errichteten vorwiegend mit Backstein verblenden Stahlbetonskelettbau von 57 m Höhe, in Köln das 1922 bis 1925 als Klinker-verkleidete Stahlbetonkonstruktion erbaute Hansahochhaus von 65 m Höhe.

Schon im März 1926 reichte er in Stuttgart den Bauantrag für ein Hochhaus ein. Indes griffen konservative Stuttgarter das Hochhausprojekt an. Auch ließ die Ortsbausatzung nur Häuser von allenfalls 20 m Höhe und fünf Stockwerken zu. Die Stadtverwaltung verlangte daher einen Ideen-Wettbewerb. Generaldirektor Esser als Vertreter der Bauherrschaft lud daraufhin einige Fachleute zur Begutachtung von Osswalds Planung und zu eigenen Entwürfen ein: außer Keuerleber den überregional bekannten Paul Bonatz, Professor für Entwurf an der Technischen Hochschule Stuttgart, und Heinz Wetzel, Professor für Städtebau an derselben Hochschule. Deren Hochhausentwürfe, die jeder mit einem weiteren Kollegen erarbeitete, überzeugten die Wettbewerbsgutachter allerdings nicht. Esser hielt daher an Osswalds Entwurf fest. Nachdem durch den Einsatz der Fraktionen von Kommunisten und Sozialdemokraten die Entscheidung über das Bauvorhaben dem Gemeinderat überantwortet wurde, stimmte dieser am 15. Februar 1927 mit 33 zu 22 Stimmen dem Bauantrag zu. Genehmigt wurde daraufhin ein Hochhaus von 57 m Höhe mit 16 Stockwerken.

In der Festschrift zur Eröffnung des Tagblattturms, der schließlich 18 Geschosse und damit eine Nutzfläche weit über Bedarf erhielt, ist die Wahl eines hohen Baus mit den Worten begründet: „So ist das stolz über Stuttgart ragende Turmhaus ein angemessenes Sinnbild sowohl für das Emporstreben der Großstadt Stuttgart, wie auch für den Aufstieg des Stuttgarter Neuen Tagblatts“.

Der Architekt

Ernst Otto Osswald, 1880 im Westen Stuttgarts als Sohn eines Bauarbeiters geboren, machte zuerst eine Ausbildung zum Steinmetz, bevor er an der württembergischen Baugewerkeschule in Stuttgart studierte und dort 1905 sein Diplom ablegte. Anschließend arbeitete er im Stuttgarter Büro des Architekten Theodor Fischer, so auch beim Projekt des Kunstgebäudes am Schlossplatz. Mit 28 Jahren machte er sich selbständig und baute vorwiegend, auch als Unternehmer, Häuser im Stuttgarter Westen. Nennenswert sind hier seine seit 1987 als Kulturdenkmale ausgewiesenen Mietshäuser im Quartier Arndt-, Bebel-, Moltke- und Claudi-

usstraße von 1912/13, deren Fassaden zurückhaltend ähnlich der britischen und niederländischen Reformarchitektur, dabei mit barocken, klassizistischen oder expressionistischen Elementen gegliedert sind. In den 1920er Jahren wählte Osswald auch für Wohnbauten den Stil der Neuen Sachlichkeit. Weitgehend unverändert erhalten blieb das von ihm 1926 im Stuttgarter Osten erbaute, heute auch als Kulturdenkmal ausgewiesene Haus Freytag, Gänswaldstraße 6.

Für Osswald war und blieb das Stuttgarter Pressehochhaus das wichtigste Projekt. Ein größerer Auftrag für die Großhandlung Eisen-Fuchs folgte. Der 1928/30 im Norden Stuttgarts verwirklichte ebenfalls sachliche Bau mit dreieinhalbgeschossigem Hauptflügel überstand den Krieg, wurde aber ohne Hörng der Denkmalpflege 1973 abgebrochen. Weitere Großaufträge blieben aus, zumal Osswald nicht in die NSDAP eintrat und seine Architektur nicht den seit 1933 propagierten völk-

1 Der Tagblattturm kurz nach seiner Fertigstellung im November 1928, daneben die älteren Geschäftshäuser des Neuen Tagblatts, wie sie bis 1930 bestanden.



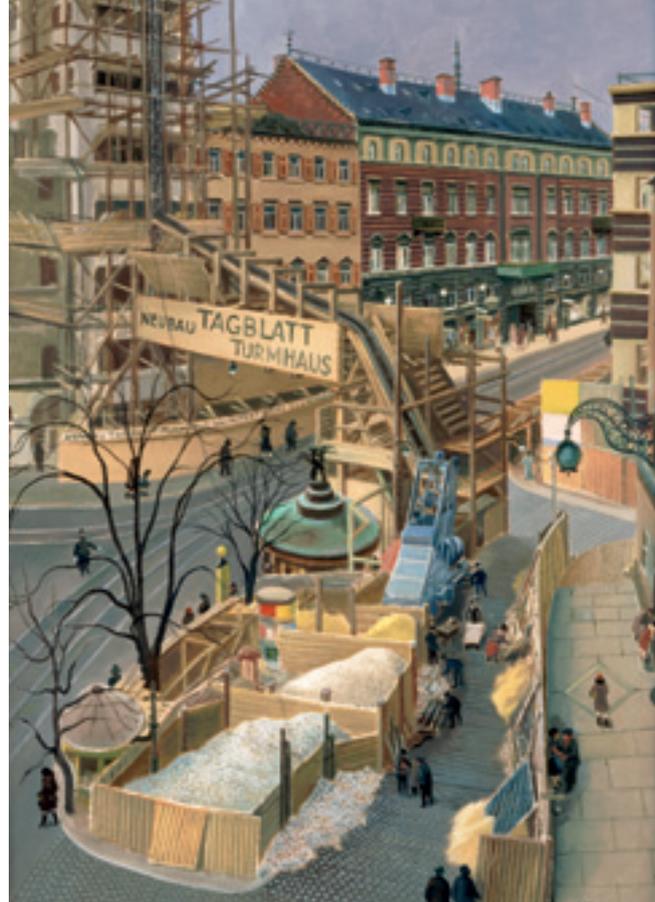
2 Die Baustelle des Tagblattturms mit Materiallager im Vordergrund. Tafelbild „Neubau des Tagblattturms“ des Reinhold Nägele von 1930.

schon Vorstellungen entsprach. 1946 wurde sein Verdienst als Architekt insofern gewürdigt, als man ihm eine Professur an der Technischen Hochschule Stuttgart anbot, die er allerdings auch aus Altersgründen nicht annahm. Osswald verstarb vier Jahre nach Aufgabe seines Büros 1960 in Stuttgart.

Baukonstruktion und Gestalt des Hochhauses

Zunächst plante Osswald das Hochhaus als Eisenkonstruktion, was er aber wegen der damaligen Knappheit an Eisen zugunsten einer Ausführung in armiertem Beton verwarf. Im April 1927 begannen die Bauarbeiten. Nach vier Monaten, in denen der weiche Baugrund im ehemaligen Stadtgraben und fließendes Grundwasser Probleme bereiteten, waren die Pfeiler einschließlich der mächtigen Eckpfeiler gegründet und eine 1,5 m starke Bodenplatte in Stahlbeton erstellt. Nachdem eine chemische Analyse des Grundwassers dessen Gips-, also Schwefelhaltigkeit ergeben hatte, wurde für die Fundamente ein dagegen resistenter so genannter Portland-Jurament gewählt;

3 Tagblattturm, Schnitt und zur Hofseite im Süden ausgerichtete Grundrisse, Stand Juli 1927.

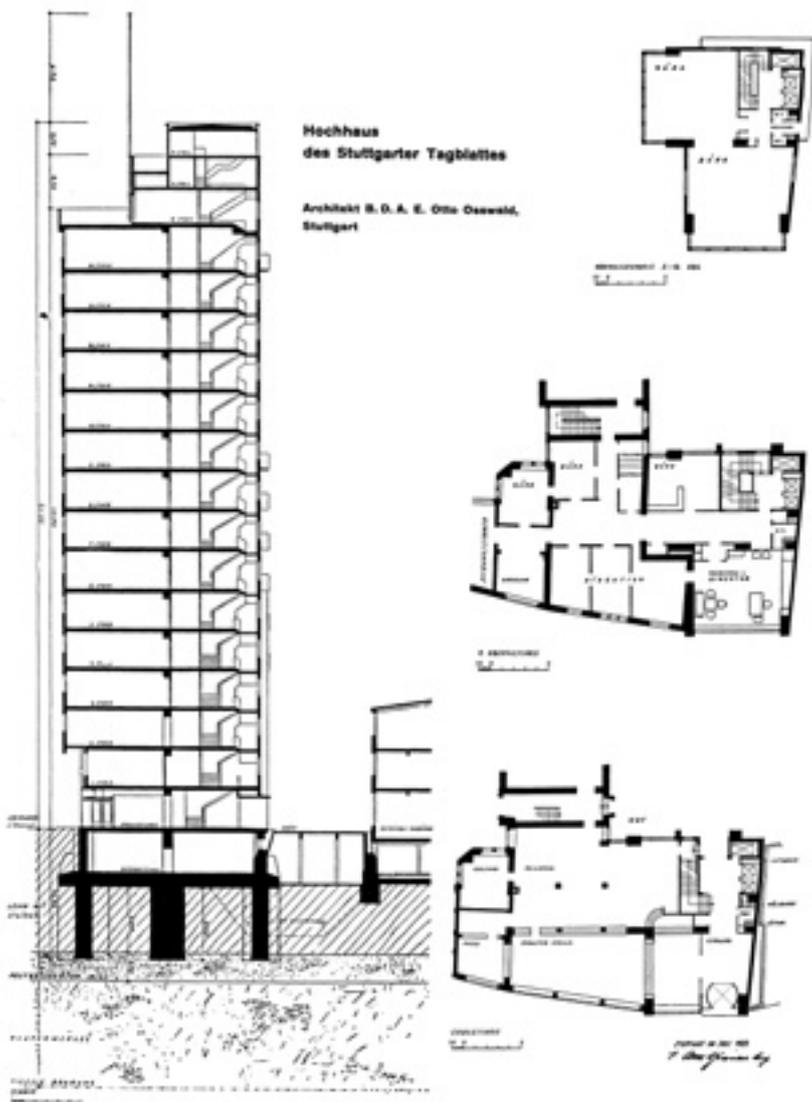


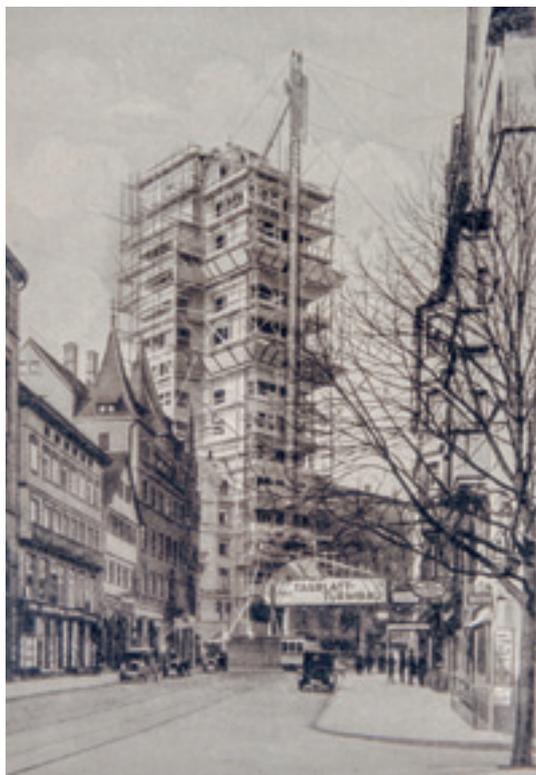
so nannte man einen Zement mit Zuschlag aus gemahlener Ölschieferschlacke.

Zur Entwicklung des Betons für den Hochbau schaltete Osswald die Materialprüfungsanstalt in Stuttgart ein. Unter persönlicher Leitung von Professor Otto Graf, der führenden Fachkraft für Eisenbeton, wurde ein Sichtbeton mit geringem Eigengewicht und der gewünschten hellen Farbigkeit entwickelt. Diesen mischten die Arbeiter der Stuttgarter Firma Karl Kübler AG vor Ort. Den Lagerplatz jenseits der Eberhardstraße und die hölzerne Transportbrücke zur Baustelle hat der Stuttgarter Maler und Grafiker Reinhold Nägele in einem Gemälde von 1930 anschaulich festgehalten (Abb. 2). Ein Gießturm am Bau erleichterte das Betonieren (Abb. 4). Gearbeitet wurde in Tag- und Nachtschichten. Im März 1928 war der Rohbau in gesamter Höhe fertiggestellt. Während des Betonierens der obersten Geschosse begann man unten schon mit dem technischen Ausbau.

Noch im November 1927 beantragte Osswald ein weiteres Vollgeschoss und einen zusätzlichen halbgewölbigen Aufbau für die Aufzugsmaschinerie. Diese Geschosse wurden – nach Genehmigung – zur Hofseite gestaffelt aufgesetzt.

Am 5. November 1928, einen Monat nach dem benachbarten Kaufhaus Schocken, wurde der Tagblattturm feierlich eröffnet. „Stuttgart empor!“ betitelt das Tagblatt seine Sonderausgabe von diesem Tag. Der Tagblattturm hatte mit seinen 15 Voll- und drei Dachgeschossen eine Höhe von 61 m (Abb. 3). Damit überragte das Zeitungshochhaus in Stuttgart die Türme von Bahnhof und Stiftskirche und war nur 4 m niedriger als das damals





4 Der Tagblattturm im Rohbau mit Transport- und Gießturm sowie Materialbrücke über der Eberhardstraße, März 1928.

5 Der Tagblattturm kurz nach seiner Fertigstellung im November 1928 von Westen gesehen, links der gläserne Treppenturm des kurz zuvor eröffneten Kaufhauses Schocken.

höchste Haus Deutschlands, das Hansahochhaus in Köln. Bedeutsamer als seine Höhe aber war und ist, dass der Tagblattturm das erste Hochhaus aus Sichtbeton nicht nur Deutschlands, sondern weltweit darstellte. Ursprünglich nämlich hatten die Fassaden, deren Beton grob gemahlener Porphy, Rheinsand und -kies zugeschlagen ist, gestockte betonsichtige Ansichtsflächen.

Das Hochhaus erhebt sich über einem hakenförmigen Grundriss von 15 m Tiefe (Abb. 3). Ab dem zweiten Obergeschoss springen die nur 9 m breite Straßenfassade und die östliche Fassade erkerartig vor, wobei hier fünfteilige Fensterbänder für eine

horizontale Gliederung sorgen. Die Ostfassade öffnet sich in nur wenigen regelmäßig angeordneten Fenstern, trägt aber ab etwa halber Höhe Balkone, die im Brandfall als Fluchtbereich bestimmt waren und – ergänzt durch entsprechende Brüstungsstreben – die Fassade horizontal gliedern (Abb. 5; 6). Die Architektur des Tagblattturms ist sachlich dem Bauhausgebäude in Dessau verwandt. Elegant wirkt – ein durchgängiges Flachdach vermeidend – die kubische Staffelung der obersten Geschosse. „Die große Zurückhaltung und Beherrschung in Zahl und Auswahl der baukünstlerischen Mittel beim Tagblatt-Turm“ würdigte 1929 der Architekturkritiker Heinrich de Fries in der Zeitschrift „Die Form“.

Mit seinen überwiegend geschlossenen Fassaden unterschied sich der Tagblattturm von dem mehr Stahl und Glas aufweisenden dynamisch expressionistisch gegliederten Kaufhaus Schocken. Erich Mendelsohn, Architekt des Kaufhauses, erkannte im benachbarten Hochhaus trotz oder wegen dieses Unterschieds ein würdiges Gegenüber seines Baus, wie ein Foto mit dem Glastreppenhaus des Schocken-Baus und dem Tagblattturm in seiner Publikation „Das Gesamtschaffen des Architekten“ von 1930 beweist. Auch umgekehrt wurde dieses Gegenüber gewürdigt, wie das Foto des Tagblattturms mit dem Schocken-Treppenhaus im Vordergrund in der Festschrift zur Eröffnung zeigt (Abb. 5).

Der Tagblattturm bot viele moderne Annehmlichkeiten, so neben dem durchgehenden Treppenhaus einen Schnellaufzug, zwei nebeneinander angeordnete Paternoster, von jedem Stock beschick-

6 Der Tagblattturm vom Kaufhaus Schocken in Nahaufnahme auf Sichtbetonfassaden und Schiebefenster, aufgenommen kurz nach Umgestaltung der älteren Zeitungshäuser zu neusachlichen Begeleitbauten. Foto Arthur Ohler, Stuttgart.



7 Das Kunststein-Relief „Wesen der Zeitung“ der Bildhauer Emil und Jakob Brüllmann, bezeichnet EJB 1928, links das Porträt von Generaldirektor Carl Esser, Zustand 2020.



bare Abwurfschächte, einmal für Briefe bis zum Kasten der Reichspost im Erdgeschoss, zum anderen für Müll, eine Warmwasserheizung und Verbundfenster, überwiegend mit Vertikalschiebefunktion. Diese damals in Großbritannien häufigen, deshalb englische Fenster genannten Konstruktionen galten als die technisch fortschrittlichsten Fenster, denn sie erleichterten das Lüften durch einen in verschiedenen Öffnungshöhen feststellbaren Seilzug. Zur modernen Haustechnik gehörte auch eine Antenne auf dem Turmhaus, über die die Redaktion Meldungen aus aller Welt empfing (Abb. 1; 5; 6).

8 Das Büro des Generaldirektors im ersten Stock, Zustand 1928.

9 Der große Konferenzsaal im 14. Stock des Tagblattturms um 1930, durch dessen Schiebefenster der Blick auf die Türme von Stiftskirche und Rathaus geht.

Die ehemals durch eine Drehtür zugängliche Eingangshalle, heute zum Aufzug- und Treppenhaus-Zugang verengt, erhielt ein Kunststeinrelief der Stuttgarter Bildhauer Emil und Jakob Brüllmann. Es zeigt in expressionistisch-abstrahierender Gestaltung ein Fließband mit Menschen bei der Zeitungsproduktion, davor einen Zeitungsleser und daneben das naturalistische Porträt von Generaldirektor Esser (Abb. 7). Linkerhand schloss sich die Schalterhalle der Anzeigenannahme im dazu umgebauten Erdgeschoss des angrenzenden älteren Tagblatthauses an. Im ersten Obergeschoss befanden sich die Büroräume des Generaldirektors. Im zweiten Obergeschoss saß die Redaktion. Die anschließenden drei Geschosse dienten als Großraumbüros der Zeitung und waren – wenn überhaupt – durch Glaswände unterteilt. Die folgenden acht Geschosse waren anderweitig vermietet. Die beiden obersten Vollgeschosse nutzte wiederum die Zeitung. Im 14. Obergeschoss befanden sich zwei Konferenzsäle (Abb. 3; 9) und im 15. Obergeschoss ein Saal mit einer Ausstellung zur Zeitungsproduktion sowie eine Aussichtsplattform.



Weil die Direktion die an das Turmhaus östlich angrenzenden älteren Zeitungshäuser als wenig passend empfand, wurden diese 1930 nach Plänen Osswalds aufgestockt und mit ähnlich sachlichen Fassaden versehen. Damit gingen zwei die Tradition des Tagblatts dokumentierende Bauten des späten 19. Jahrhunderts zugunsten einer gestalterischen Sockelzone des Tagblattturms verloren (Abb. 1; 6).

Der Tagblattturm als Werbeträger und als Werbung

Ab 1900 wurde Stuttgarts Straßenbeleuchtung elektrifiziert. Seitdem setzte man Beleuchtung auch zu Werbezwecken ein. Leuchtbuchstaben beantragte Osswald in einem Nachtragsbaugesuch von August 1927 auch für den Tagblattturm. Bald darauf zeigte die Ostseite des Hochhauses die senkrecht aufgesetzten Großbuchstaben TAGBLATT, die nach Kriegsende entfernt wurden (Abb. 1). Die Westseite erhielt über dem letzten Vollgeschoss ebenfalls die Buchstaben TAGBLATT, hier horizontal gesetzt, und hoch oben das ebenfalls beleuchtbare Blech-Glas-Signet eines springenden Hirschs (Abb. 5; 6).

Geradezu fasziniert war die Öffentlichkeit in den 1920er Jahren von nächtlich effektiv beleuchte-





10 Der Tagblattturm bei Nacht mit Konturenbeleuchtung und Weihnachtsbaum. Tafelbild „Königstraße am Wilhelmsbau“ des Reinhold Nägele von 1935.

11 Nachtaufnahme des Tagblattturms mit Gewitterblitzen, um 1930. Foto Arthur Ohler, Stuttgart.

ten Bauten. Das im Oktober 1928 gegenüber eröffnete Kaufhaus Schocken wirkte nachts nicht nur durch die Leuchtbuchstaben über den Schaufenstern, sondern insbesondere durch seine Innenbeleuchtung. Osswald wählte für das Tagblatt-Hochhaus hingegen Gasentladungsröhren nach dem Patent des amerikanischen Ingenieurs Daniel McFarlan Moore. Bei Tag kaum wahrnehmbar, weil punktuell auf der Fassade befestigt, tauchten sie die Ränder des Turms nachts in ein fernwirksames Licht. Der Stuttgarter Fotograf Arthur Ohler nahm den Tagblatt-Turm um 1930 besonders eindrucksvoll bei einem nächtlichen Gewitter auf. Nägele wiederum verdanken wir eine farbgetreue Darstellung des Turms bei Nacht. Auf seinem Gemälde von 1935 hat er die nächtlich belebte Eberhardstraße dokumentiert mit dem Tagblattturm als Blickfang, dessen Umriss die rosafarbene Beleuchtung und dessen Abschluss ein in Lichtern erstrahlender Christbaum betonen (Abb. 10; 11).

Osswald identifizierte sich derart mit der Architektur des Tagblattturms, dass er mit seinem Büro in den Turm einzog. Dieses, zunächst im 13. Stock, dann im 6. Stock ansässig, unterhielt Osswald bis 1956. Auch für die Bürger wurde der Turmbau zu einer Attraktion. 1930 besuchten um die 50 000 Menschen die Aussichtsplattform, um einen Blick über Stuttgart zu genießen.

Das Tagblatt nutzte seinen Hochhausneubau sofort als Markenzeichen. Fotos und Zeichnungen des Hauses warben von nun an für die Zeitung. Eine Anzeige des Tagblatts, die im August 1932 in der zur Einstimmung auf das 15. Deutsche Turnfest in Stuttgart herausgegebenen Festzeitung erschien, basiert auf der Tageslichtaufnahme des Fotografen Ohler, die – vom gegenüberstehenden

Kaufhaus Schocken aufgenommen – die enorme Höhe des Sichtbetonbaus vermittelt (Abb. 6).

Von der Zeit des Nationalsozialismus bis in die Nachkriegsjahrzehnte

Nicht einmal fünf Jahre waren Generaldirektor Esser in seinen neuen Büroräumen gegönnt. Schon im Jahr ihrer Machtübernahme wurde er von den Nationalsozialisten entlassen. 1934 entfiel dann offiziell die Pressefreiheit. Während das Tagblatt fortan NS-Propaganda veröffentlichte, erfolgte am Gebäude selbst keine Veränderung außer des Abbaus der Antenne. Für die Hochhausarchitektur aber finden sich im Taschenbuch über das Zeitungshaus von 1934 erstaunlicherweise würdi-

12 Das kriegsbeschädigte Kaufhaus Schocken und der Tagblattturm. Zustand 1944. Foto (Ausschnitt) Ludwig Windstosser, Stuttgart.





13 Der Tagblattturm nach Verputz der Fassaden und Entfernung der originalen Schiebefenster in den Jahren 1977/79, Zustand 1996.

14 Der Tagblattturm von Osten mit den 2014/15 eingebauten denkmalgerechten Schiebefenstern, Zustand 2020 mit Nachbarbaustelle.

gende Worte; sie sei kühn und zugleich elegant. 1943 wurde das Erscheinen der Zeitung eingestellt. Den Zweiten Weltkrieg überstand der Tagblattturm einschließlich eines Großteils seiner Fenster beinahe unversehrt. Lediglich im Schacht des Schnellaufzugs landete eine Bombe, zum Glück ein Blindgänger (Abb. 12).

Ab September 1945 wurde im Tagblattturm wieder eine Tageszeitung produziert, die Stuttgarter Zeitung, die – von der amerikanischen Befreiungsmacht lizenziert – an die liberale Ausrichtung des Tagblatts anknüpfte. Im Dezember 1946 stand auf der Plattform des Turms wie in Vorkriegszeiten wieder ein Weihnachtsbaum, was die Stuttgarter Zeitung vom 3. Dezember 1946 in einer Notiz würdigte (Abb. 10).

1959/60 erfuhr das Turmhaus einige bauliche Veränderungen. Während 1960 das Kaufhaus Schocken-Merkur abgebrochen wurde, um dem Verkehr auf der Eberhardstraße mehr Raum und dem Kaufhauseigentümer Horten einen größeren Neubau zu ermöglichen, ließ die Neue Tagblatt GmbH zur Vermeidung der Unterhaltskosten die Konturenbeleuchtung vom Tagblattturm demontieren. Kurz zuvor, 1959, waren die beiden Paternoster zugunsten von Aufzügen entfernt worden, welche wiederum 2005 durch den jetzigen geräumigen Aufzug ersetzt worden sind.

Der Tagblattturm wird Kulturdenkmal

Soeben mit Erlass des Denkmalschutzgesetzes 1972 geschaffen und personell ertüchtigt, erfuhr das Landesdenkmalamt von einer anstehenden Sanierung des Quartiers mit dem Tagblattturm und von Überlegungen, diesen zugunsten eines weiteren Großkaufhauses abzubrechen. Das Amt bat die Stadt daraufhin mit Schreiben vom 9. November 1973 nicht nur um Vorlage der Planung, sondern äußerte auch, dass wegen dessen städtebaulicher und architektonischer Bedeutung in keinem Fall dem Abbruch des Turmhauses zugestimmt werde. In einem weiteren Schreiben an die Stadt vom 11. Februar 1974 betonte das Landesdenkmalamt, dass der Tagblattturm „unter den wenigen bisher als denkmalwürdig erkannten Bauten aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg [...] in seiner Bedeutung an erster Stelle“ stehe. Weiter heißt es: „Er ist ein frühes Beispiel einer ganz auf die Funktion hin angelegten Architektur, die sich erstmals zum Sichtbeton bekannt“ hat. Am 4. April 1974 teilte die Stadt als untere Denkmalschutzbehörde der Neuen Tagblatt GmbH mit, dass die Absicht bestehe, den Tagblattturm als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung einzutragen. In ihrem Antwortschreiben stellte die Eigentümerin die Denkmalwertigkeit und die Ausweisung des Turms als Kulturdenkmal zunächst infrage.



Von den Überlegungen der Neuen Tagblatt GmbH alarmiert, wandte sich die Kreisgruppe des Bundes Deutscher Architekten in einem offenen Brief vom 5. Juli 1976 an Oberbürgermeister Manfred Rommel, an die Gemeinderatsfraktionen und an das Landesdenkmalamt mit der Mahnung: „Der Abbruch des unpraktisch gewordenen Kaufhauses Schocken in unmittelbarer Nachbarschaft war ein barbarischer Zerstörungsakt, an den man sich bei den Vorgängen um den Tagblatt-Turm wieder erinnern sollte.“ Bald darauf befassten sich auch zwei Studenten der Universität Stuttgart in einer gemeinsamen Arbeit mit dem Tagblattturm, in dem sie die architektonische und städtebauliche Bedeutung des Gebäudes herausarbeiteten und ebenfalls forderten, dass man den Tagblattturm nicht dem gleichen Schicksal wie das Kaufhaus Schocken überlassen dürfe.

1976 verließ die Stuttgarter Zeitung den Tagblattturm sowie die Betriebsgebäude und zog in ein größeres Pressehaus in Stuttgart-Möhringen. Das Turmhaus war nun weitgehend ungenutzt. Den Leerstand und die zu erwartenden Überplanungen nutzte das Baurechtsamt zu einer Begehung des Turmbaus. Als Ergebnis folgte das Schreiben vom 27. Juni 1977 an die Neue Tagblatt GmbH, in dem insbesondere Mängel im Brandschutz und auch Witterungsschäden an der Fassade benannt sind. Die GmbH beauftragte daraufhin ein Architekturbüro mit der Mängelbehebung. Das Treppenhaus und die ehemalige Schalterhalle im Erdgeschoss wurden daraufhin durch die bis heute bestehende Wand bei Erhaltung des Reliefs an angestammter Stelle getrennt.

Nachdem Fachleute der Materialprüfungsanstalt die Fassade zur Erarbeitung eines Renovierungskonzepts untersucht hatten, wurde diese 1977/78 erstmals gereinigt und überarbeitet. Rissen und Abplatzungen über den nur geringfügig überdeckten Armierungen wusste man damals nicht anders zu begegnen als die bisherige Sichtbetonfassade mit Zementmörtel zu verputzen und mit hellgrauer Dispersionsfarbe zu streichen.

Am 14. Dezember 1978 – während der Renovierungsarbeiten – wurde der Tagblattturm dann als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung nach §12 des Denkmalschutzgesetzes ausgewiesen. 1987 erfolgte die Aufnahme auch der benachbarten ehemaligen Geschäftshäuser der Zeitung, Torstraße 27 und 29, als Sachgesamtheit mit dem Tagblattturm in die Liste der Kulturdenkmale.

Die sich aus der Denkmaleigenschaft ableitende Notwendigkeit, Veränderungen des Erscheinungsbildes und substanzielle Eingriffe mit den Denkmalbehörden abzustimmen und genehmigen zu lassen, beachtete der beauftragte Architekt nicht bei allen Gewerken. Vielmehr wurden die originalen Schiebefenster im Zuge der laufenden Instandsetzungsarbeiten durch Einflügel Fenster ersetzt, was der zuständige Konservator bei einem Ortstermin am 30. Juli 1979 feststellte und beanstandete (Abb. 13). Lediglich die Drehflügel Fenster mit metallenen Profilen im ersten Obergeschoss, ursprünglich Büro des Generaldirektors, konnten die Denkmalbehörden vor dem Ausbau bewahren.

Renovierungen und Restaurierungen durch die Stadt als Bauherrin

Im Sommer 1979 – vor Abschluss der Renovierungsarbeiten – bot die Eigentümerin, die sich nun Württemberger Zeitung GmbH nannte, den Tag-



blattturm der Stadt zum Kauf an. Befürwortet von Oberbürgermeister Rommel gingen Turm und angrenzende Zeitungsgebäude nach Beschluss des Wirtschaftsausschusses und mit Zustimmung des Gemeinderats zum 1. September 1979 in das Eigentum der Stadt über. Diese brachte in den Hofgebäuden von 1897, die spätestens damals verputzt wurden, unter dem Namen „Kultur unterm Turm“ zwei Theater sowie Ausstellungsräume für das Stadtarchiv und im Turm selbst Büros der Stadtverwaltung unter. Die Zeitung blieb als Mieterin im Erd- und ersten Obergeschoss, wobei sie im Obergeschoss – dies bis heute – die Lokalredaktion und im Erdgeschoss bis 2003 eine Anzeigenannahme unterhielt. Bis 2003 wurde auch in den Schaufenstern täglich die aktuelle Ausgabe der Zeitung ausgehängt.

20 Jahre nach der ersten Renovierung zeigte sich, dass der Fassadenüberzug von 1978 bereichsweise wieder bis zu den Armierungseisen abgewittert war. Nach einer Untersuchung erfuhren die Fassaden 2003 eine zweite Überarbeitung und erhielten als Korrosionsschutz der Armierungen zwei dehnfähige Mörtelschichten sowie einen dreischichtigen ebenfalls elastischen grauen Anstrich. 2005 ließ die Stadt sogar die Konturenbeleuchtung in Anlehnung an die bauzeitlichen Nacht-

15 Der Tagblattturm von der Terrasse des benachbarten Kaufhauses gesehen. Zustand 2020.



16 Die Tagblattturm-Fassade zur Eberhardstraße mit ehemals indirekt beleuchtbarer gläserner Untersicht über der ehemaligen Generaldirektion. Zustand 2020.

aufnahmen wiederherstellen, nun in einer Leitfassertechnik mit dünnen bläulichen Lichtlinien. Jedoch fielen die Leuchten nach ein paar Jahren aus. Um 2010 erwiesen sich die Fenster von 1978/79 als so schadhaft, dass ein Austausch erforderlich wurde. Stadt und Landesamt für Denkmalpflege einigten sich auf die Erneuerung durch originalnahe Vertikalschiebefenster. Nach Bewilligung von Zuschüssen 2013 und 2014 wurden entsprechende Fenster in bauzeitlicher Aufteilung, allerdings mit Isolierverglasung gefertigt. Die hölzernen Profile der 2015 bis 2017 eingebauten Schiebefenster erhielten einen umbragrauen Anstrich entsprechend der befundeten Farbgebung der wenigen im Turmhaus erhaltenen Originalfenster (Abb. 14–16). Die bauzeitlichen einfachverglasten Flügelfenster im ersten Obergeschoss wurden zeitgleich instand gesetzt und ihre Bronzeprofile entsprechend restauratorischem Befund wieder materialsichtig hergestellt. Bei Gesamtkosten von etwas weniger als 2 000 000 Euro für die Fensterarbeiten erhielt die Stadt dafür 2016 bis 2018 an Förderung vom Bund aus dem Denkmalschutzsonderprogramm III 258 000 Euro, vom Land über das Landesamt für Denkmalpflege rund 144 000 Euro und von der Denkmalstiftung Baden-Württemberg 90 000 Euro.

Während der Fensterarbeiten wurden auch das schadhafte Hirsch-Signet restauriert, seine Gläser doubliert und seine Beleuchtung wiederhergestellt. Bei dieser Gerüststellung wurde auch die defekte Konturenbeleuchtung durch LED-Lichtleisten ersetzt. Schließlich erhielten 2016 die Wände und Decken im gesamten Treppenhaus einen Ockergelbanstrich entsprechend restauratorischem Erstbefund.

Fazit und Ausblick

Die abrissfreudigen 1950er und 1960er Jahre hat der Tagblattturm überdauert, weil er weiterhin im ursprünglichen Sinne genutzt wurde. Weitgehend authentisch erhalten ist er, weil kompetente Denkmalbehörden und der Verkauf an die Stadt als einem denkmalfreundlichen Eigentümer den Turmbau vor tiefgreifenden Veränderungen bis hin zum Abbruch bewahrt haben.

Mit den Baumaßnahmen in den Jahren 2003 bis 2017 wurde der Tagblattturm nicht nur für die nächsten Jahrzehnte ertüchtigt, sondern auch sein Erscheinungsbild weitgehend wiederhergestellt. Auf diesen Gewinn für das Denkmal und für das Stadtbild können die Verantwortlichen stolz sein. Doch ein derartig vielschichtiger Bau erfordert ständige Unterhaltung. In den nächsten Jahren, nachdem wieder mehr als 20 Jahre nach der letzten Überarbeitung vergangen sind, steht eine erneute Renovierung der Fassaden an. Die LED-Konturenbeleuchtung, die nach nur zwei Jahren teilweise

versagte, ist seit 2018 vollständig abgeschaltet. Eine Wiederherstellung ist beabsichtigt, sobald Tests verschiedener Leuchten eine Auswahl erlauben. Noch in diesem Jahr wird sich die Umgebung des Tagblattturms verändern. Das Haus in der Eberhardstraße, an das man den Tagblattturm 1927/28 anbaute, ist abgebrochen worden (Abb. 6; 15). An seiner Stelle soll ein größeres Geschäftshaus entstehen. Man darf gespannt sein, wie sich der Neubau in die Umgebung fügen und auf das Wahrzeichen auswirken wird.

Literatur und Quellen

Akten zu Tagblattturm Eberhardstr. 61 ab 1972, Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen.

Auskünfte von Erhart Haak, Immobilienmanagement der Landeshauptstadt Stuttgart.

Elfriede Grunow-Osswald: Vom Architekten des Jugendstils zum Architekten der Moderne: Ernst Otto Osswald 1880–1960. Typoskript von 2009. Stadtarchiv Stuttgart – Bestand 2236 = Nachlass Osswald, Einheit 1.

Petra Bohnenberger: Der Stuttgarter Tagblattturm – „Eine kühne Bereicherung des Stadtbilds“, in: Schwäbische Heimat 58. Jg. 2007, S. 44–52.

Ruprecht Zimbelmann: Baumaßnahmen zur Erhaltung des Tagblattturmes. Druckfassung des Fachreferats in der Vortragsveranstaltung „75 Jahre Tagblattturm Stuttgart“ im Haus der Architekten Stuttgart, 13. November 2003.

Gert Fach: Stadt kauft Tagblatt-Turm, in: Stuttgarter Nachrichten vom 7. Juli 1979.

Dieter Schubert: Die Stadt erwirbt den Tagblatt-Turm, in: Stuttgarter Zeitung vom 6. Juli 1979.

Lutz Bastam und Raimund Blödt: Der Stuttgarter Tagblatt-Turm. Vertiefungsarbeit an der Universität Stuttgart 1977/78.

Stuttgarter Neues Tagblatt. Führung durch eine große Zeitung. Stuttgart 1934, S. 45–49.

Willy P. Fuchs – Röhl: Zu den Bauten des Architekten E. Otto Osswald. Sonderdruck aus: Neue Baukunst, Berlin o. J. [um 1930].

Das Tagblatt-Turmhaus in Stuttgart, in: Deutsche Bauzeitung 63. Jg. 1929, S. 13–18.

Stuttgarter Neues Tagblatt 1928. Zur Weihe des Tagblatt-Turmhauses am 5. November 1928 [Festschrift], Stuttgart 1928.

Dr. Judith Breuer
Haigstaffel 6
70597 Stuttgart

Angelika Reiff
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen

Geoarchäologie

Der Beitrag der Geoarchäologie zur Erforschung der Kulturlandschaftsentwicklung

In einem weiteren Beitrag zum Themenkomplex der Historischen Kulturlandschaft soll die Schnittstelle geowissenschaftlicher Forschung und Archäologie genauer beleuchtet werden. Darin wird aufgezeigt, dass Kulturlandschaft und deren Entwicklung nicht nur auf das Mittelalter und die nachfolgenden Zeiten beschränkt ist, sondern wesentlich weiter in die Vergangenheit zurückreicht und wichtige Informationsquellen hervorgebracht hat, die es nun zu öffnen gilt. Dies ist insbesondere vor dem Hintergrund von Bedeutung, dass teilweise weder die Zeitstellung verschiedener Kulturlandschaftselemente noch deren Funktion endgültig geklärt sind und beträchtliche, regionale und sogar überregionale Unterschiede aufzutreten scheinen. Stellvertretend werden an den beiden Beispielfeldern „Kolluvien“ und „Wölbäckern“ verschiedene Ansätze vorgestellt.

Richard Vogt

Mancher Leser wird sich fragen: Was ist denn überhaupt „Geoarchäologie“ und welchen Beitrag kann sie zur Erforschung der Kulturlandschaftsentwicklung leisten? Dass solche Fragen aufgeworfen werden, liegt daran, dass diese Disziplin recht jung und noch wenig bekannt ist. Unter dem Begriff „Geoarchäologie“ werden die Beiträge der Geowissenschaften, also der Geologie, Geografie, Bodenkunde und anderer zur archäologischen Forschung verstanden. Eine solche Zusammenarbeit ist zwar nicht neu, sie wurde aber in den vergangenen beiden Jahrzehnten wesentlich intensiviert. Die Entwicklung führte schließlich zur Bildung der universitär verankerten Lehr- und Forschungsdisziplin Geoarchäologie. Dabei haben sich zwei generelle Arbeitsrichtungen herauskristallisiert: einerseits die, welche sich traditioneller Methoden der Geländetätigkeit und Probenanalytik bedient, und andererseits jene, die sich EDV-gestützte Technik wie zum Beispiel LiDAR-Scans und Geoinformationssysteme zunutze macht, um beispielsweise Modellrechnungen durchführen zu können. Einen Einblick in letztgenannte Arbeitsweise wurde im Nachrichtenblatt 3/2020 gegeben (vgl. den Beitrag Hesse/Nelle in NB 3/2020, S. 167). Beide Ansätze gehören untrennbar zusammen und führen gemeinsam zu einem erheblichen Wissenszuwachs.

Zu den traditionellen Methoden, auf die im Folgenden der Fokus gelegt werden soll, gehören beispielsweise die Bestimmung von Gesteinen und

die Lokalisierung von Herkunftsgebieten und Lagerstätten, um daraus Handelsbeziehungen ableiten zu können. Das gilt für Steinbeile und Silexgeräte ebenso wie für Bausteine und -lehme. Die Klärung der Entstehungs- und Ablagerungsgeschichte von Bodenhorizonten oder See- und Bachsedimenten trägt dazu bei, Fundzusammenhänge oder die Bedingungen der Erhaltung von Artefakten zu verstehen. Ferner ermöglicht die Kenntnis von Böden bei Bohrungen, den Untergrund für die Archäologie zu prospektieren, Karten zu erstellen, Fundstellen bezüglich ihrer Gefährdung durch Bodenabtrag einzuschätzen, zu detaillierten Landschaftsrekonstruktionen früherer Zeitabschnitte beizutragen und damit Lebensbilder zu schärfen. Damit schließt sich der Kreis zur Kulturlandschaftsentwicklung.

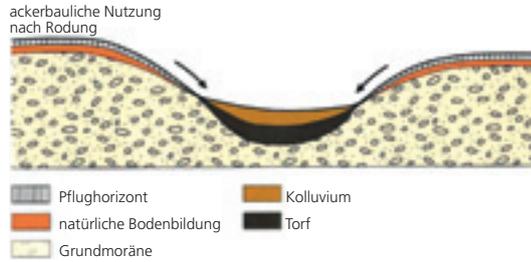
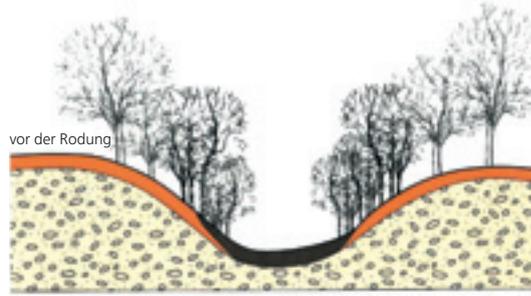
Von bodenkundlicher Seite werden nachfolgend zwei Beispiele vorgestellt. Dies ist zum einen die Untersuchung des Geoarchivs „Kolluvium“ als Folgerscheinung jahrtausendealter ackerbaulicher Geländedenutzung, zum anderen die Erforschung von Wölbäckerfluren, deren Verständnis sich als wesentlich für die Umweltgeschichte erweist (vgl. den Beitrag Schreg in diesem Heft, S. 17–22).

Das Geoarchiv Kolluvien

Dieses Archiv, das bodenkundliche und archäologische Informationen enthält, baut sich aus umgelagertem Bodenmaterial auf. Es entsteht, wenn



1 Bei Kolluvien handelt es sich um in höheren Geländedepositionen erodiertes und verlagertes Bodenmaterial, das sich nach Rodungstätigkeit und anschließender ackerbaulicher Bewirtschaftung in tiefergelegenen Arealen wieder ablagert.



Pflughorizont
 natürliche Bodenbildung
 Grundmoräne
 Kolluvium
 Torf

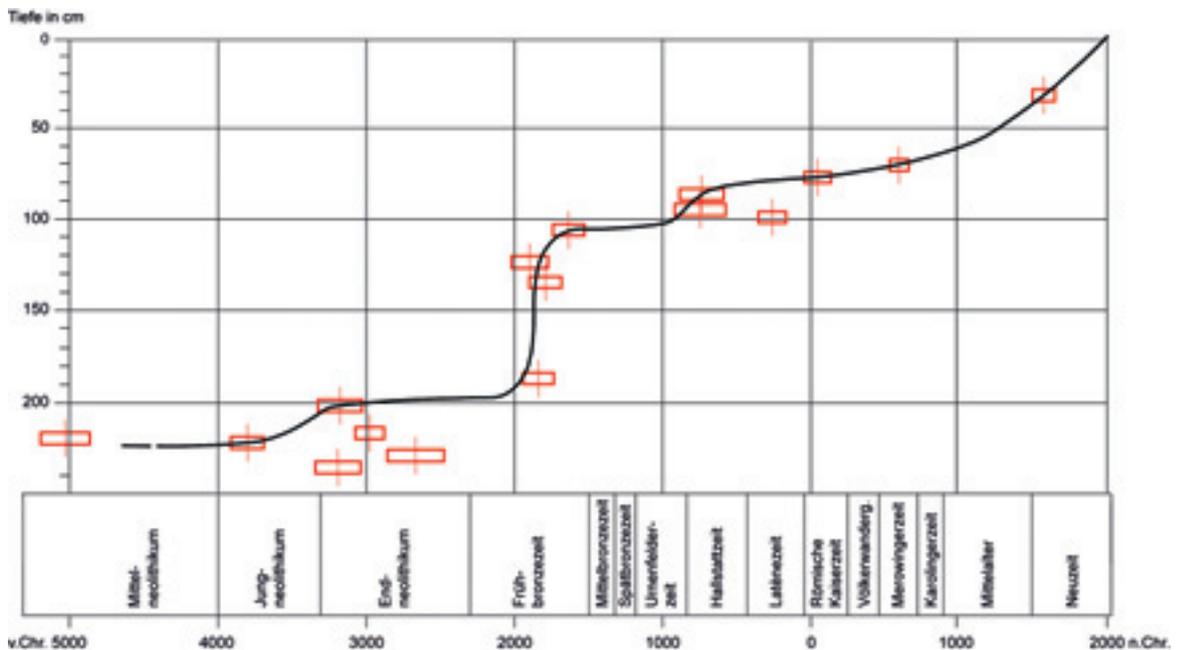
2 Nordwestprofil der Sondagegrube Horn-Strandbad mit einem rund 1,5 m mächtigen Kolluvium, in das ein späteisenzeitlicher Spitzgraben eingetieft worden ist. Die Schilder markieren Entnahmestellen für OSL-Datierungen.



auf abfallendem Gelände Flächen durch Waldrodung oder Grünlandumbruch in Ackerland umgewandelt werden. Damit setzt infolge des Verlusts der schützenden Vegetationsdecke niederschlagsbedingte Bodenerosion ein (Abb. 1). Das an oberen Hangpartien abgespülte Bodenmaterial lagert sich am Hangfuß und in Tiefenlinien wieder ab. Die als Kolluvium bezeichneten Umlagerungen wachsen so zwiebelschalenartig nach oben und werden in der Ablagerungsgeschichte immer jünger. In ihnen enthaltene kleine Holzkohleflitter können dann für Radiokarbon-Altersbestimmungen mithilfe des Atommassenspektrometers (AMS) verwendet werden. Diese datieren zwar nicht die genaue Ablagerungszeit der einzelnen Schichten, geben aber anhand einer größeren Abfolge von Datierungen einen Anhaltspunkt zum Sedimentationsverlauf. Durch in den Schichten vorkommende Artefakte oder Datie-

rungen mithilfe der Methode der optisch stimulierten Lumineszenz (OSL) kann der Verlauf der Ablagerungsgeschichte zusätzlich untermauert werden. Über die Sedimentationsraten und unter Hinzuziehung von Analysen aus dem bodenkundlichen Arbeitsspektrum lässt sich so die Kolluvienentwicklung in Phasen stärkerer ackerbaulicher Aktivitäten und damit intensiverer anthropogener Landschaftsbeeinflussung und solchen mit geringerer Nutzungsintensität unterteilen. Untersuchungen zahlreicher Profile in unterschiedlichen Landschaftsräumen bestätigen, dass sich in ihnen archäologische Hinterlassenschaften der näheren Umgebung widerspiegeln. Für archäologisch we-

3 Zeit-/Tiefendiagramm Horn-Brommenäcker. In roten Rechtecken sind Altersdatierungen von kleinen Holzkohlestückchen entsprechend ihrer Tiefenlage (Y-Achse) dargestellt. Die durchgezogene schwarze Linie gibt den speziellen Sedimentationsverlauf des Kolluviums wieder. In besonders steilen Kurvenverläufen wie in der Frühbronze- und Hallstattzeit wird sehr viel umgelagertes Material in kurzer Zeit akkumuliert. Dabei handelt es sich um Phasen intensiver ackerbaulicher Nutzung.



nig untersuchte Regionen bedeutet dies, dass damit eine Möglichkeit offensteht, anhand hochaufgelöster Kolluvienstratigrafien, wie sie in Baugrubenprofilen oder Baggerschnitten zugänglich sind, Einblick in die Entwicklung des Landschaftsraums und in dessen Besiedlungsgeschichte zu bekommen (Abb. 2). Anhand solcher Untersuchungen konnten beispielsweise extrem ausgeprägte Umlagerungen während der Frühbronzezeit herausgearbeitet werden, was sich in einem Zeit-/Tiefendiagramm von Horn auf der Halbinsel Höri am Bodensee nachverfolgen lässt (Abb. 3). In dem Diagramm sind die AMS-Datierungen der Holzkohleproben gemäß der Entnahmetiefe in der Kolluvienstratigrafie (Y-Achse) als rote Rechteckkästchen eingetragen. Möglichst viele Datierungen wurden nun in normalstratigrafischer Reihenfolge, also nach oben jünger werdend, mit einer Linie verbunden, die den Sedimentationsverlauf des Kolluviums wiedergibt. Steile Kurvenanstiege stehen für hohe Umlagerungsraten und sie sind ein Spiegelbild für intensive anthropogene Landschaftseingriffe und damit Phasen ausgeprägter Kulturlandschaftsentwicklung. Überraschenderweise sind zu den in unterschiedlichen Regionen nachgewiesenen enormen frühbronzezeitlichen Bodenverlagerungen nur vereinzelt zugehörige archäologische Fundplätze bekannt. Eine Erklärung wäre, dass sich diese Siedlungsareale bevorzugt in solchen Geländedepositionen (Unterhängen etc.) befunden haben, die heute von mächtigen Umlagerungen überdeckt sind. Dadurch sind sie, mit Ausnahme tief in den Untergrund reichender, moderner Bodeneingriffe, weitgehend unserem Blickfeld entzogen. Hier ist also weniger von einem siedlungsfreien Zeitabschnitt auszugehen, sondern es handelt sich, wie die Kolluvien zweifelsfrei belegen, um eine archäologische Forschungslücke. Auf der anderen Seite bestätigen nur vereinzelte Holzkohlen sowie äußerst mäßige Umlagerungsraten beispielsweise während der Völkerwanderungszeit, dass besiedlungs- und nutzungsbedingte Eingriffe in den Lebensraum zu jener Zeit nicht signifikant waren und es hierbei in Mitteleuropa zu großflächigen Wiederbewaldungen gekommen ist. Allgemeingültige Aussagen zur Landschafts- und Besiedlungsgeschichte lassen sich dergestalt ableiten, dass mehrere untersuchte Einzelprofile zu Kleinlandschaften zusammengefasst und diese wiederum auf regionale Ebene gehoben werden. Häufig ist in den Kolluvienprofilen auch für das Früh- und Hochmittelalter und bis in die Gegenwart eine starke Zunahme in der Umlagerungsdynamik festzustellen. Damit wird ein großes Problemfeld angerissen, nämlich das des gesetzlich festgeschriebenen und dringend notwendigen Bodenschutzes. Insbesondere in den Lössregionen, also den Altsiedellandschaften mit ihrem leicht ver-

lagerbaren Bodensubstrat, ist die Erosion und damit die unwiederbringliche Zerstörung von archäologischen Denkmälern häufig so weit fortgeschritten, dass bereits von archäologischen Wüsten gesprochen wurde. In Baden-Württemberg sind von diesen Entwicklungen vor allem der Kraichgau und der Heilbronner Raum betroffen. Hier ist die Bodenkunde bei der Bewertung des Schadbildes und der Entwicklung von Schutzkonzepten gefragt.

Wölbäcker als ein Bestandteil der Kulturlandschaft

Wölbäcker und Wölbäckerfluren sind als wichtige Kulturlandschaftselemente seit Längerem bekannt, fanden in der Forschung jedoch nur geringe Beachtung. Grundsätzliche Überlegungen zum Thema wurden seitens der agrarhistorischen For-

4 Die dunkelgrau hervorgehobenen Flächen markieren Wölbäckerstrukturen unter Wald im östlichen Federseegebiet (oben). Das LiDAR-Bild als vergrößerter Ausschnitt zeigt unten die etwa Nord-Süd verlaufenden Wölbäcker, mit Zahlen markiert die Positionen des nördlichen und südlichen Grabenschnittes.





5 Unter Wald erhaltene Wölbäckerstrukturen, die im Bereich des Landwirtschaftsweges nur noch schwach erkennbar und im Wiesengrünland im Vordergrund völlig eingeebnet sind.

Glossar

(Al)M-Horizont

Ein Profil baut sich aus verschiedenen Schichten (Bodenhorizonten) auf, die durch beigestellte Groß- und Kleinbuchstaben charakterisiert werden. Der hier genannte Horizont besteht aus umgelagertem Bodenmaterial (M), das einem ursprünglich tonverarmten Oberboden (Al) entstammt.

6 Handbohrung mit dem Pürckhauer-Bohrstock.

sung beispielsweise von der Universität Hohenheim sowie vom Institut für Landespflege der Universität Freiburg vorgelegt. In einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projekt zur Landschafts- und Siedlungsgeschichte des Federseegebietes, das in Kooperation des Geographischen Instituts der Universität Stuttgart mit dem Landesamt für Denkmalpflege durchgeführt worden ist, sind in den Jahren 2005 bis 2007 neben Kolluvien auch Wölbäcker untersucht worden. Für Letztgenannte ist ein Waldstück östlich des Ortes Oggelshausen am Federsee ausgewählt worden, in dem bei Feldbegehungen Wölbäcker entdeckt worden waren (Abb. 4). Die ausgeprägte Morphologie dieser Flurform ist unter Waldbestand meist gut erhalten und reicht dort von einer nahezu plateauartigen Verebnungsfläche bis in einen mäßig, mit etwa 3 Grad nach Süden abfallenden Hangbereich. Am nördlich anschließenden Feldweg ist die ehemalige Wölbäckerflur noch zu erahnen, das danebenliegende Wiesengelände hat dagegen eine fast vollständige Einebnung erfahren (Abb. 5).

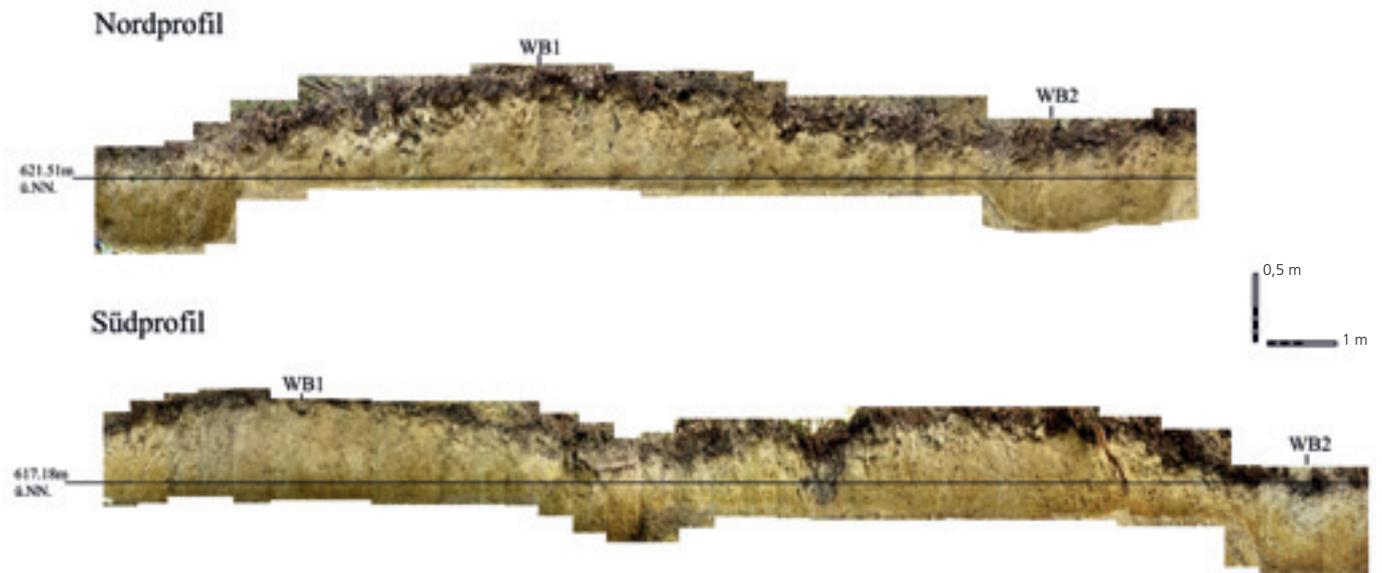
Die Vorgehensweise im Gelände

Nach Prospektionen mithilfe eines Handbohrstocks (Abb. 6) wurden Detailuntersuchungen an zwei höhenlinienparallel angelegten Baggerschnitten vorgenommen. In beiden sind Wölbäcker und zugehörige Muldenbereiche durch entsprechende Bodenprofil- und Probeentnahmen erfasst. Mit circa 10 bis 12 m Breite und rezenten Niveauunterschieden zwischen den Hoch- und Tiefpunkten von 0,3 bis 0,55 m sind sie in ihrer Ausprägung mit jenen in der Literatur genannten vergleichbar.

Zur Nutzungszeit waren die Höhendifferenzen aber sicherlich größer.

Beide Geländeschnitte umfassten bei Längen von 16 bzw. 19 m Wölbäcker und anschließende Muldenzonen, die in Abb. 7 als entzerrte Digitalaufnahme wiedergegeben sind. Der verbreitete ursprüngliche Bodentyp war eine stauwasserbeeinflusste Parabraunerde bzw. deren Übergangsformen. Da beide Untersuchungsareale zu demselben Wölbäckersystem gehören, ist davon auszugehen, dass sie dasselbe Entstehungsalter aufweisen. In Abb. 8 ist der Profilaufbau des Wölbäckers im nördlichen Geländeschnitt dargestellt. Er zeigt, dass der Bodenauftrag rund 35 cm beträgt ((Al)M-Horizont) und direkt dem tonverarmten Oberboden der Parabraunerde (Al-Horizont) aufliegt. Die Korngrößenverteilung beider Horizonte ist fast identisch. Dies bedeutet, dass hier vornehmlich Ai-Material zum Hügel aufgepflügt wurde, was sich ebenfalls aus dem noch vorhandenen, geringmächtigen Oberbodenrest der anschließenden Senke ableiten lässt. Da unter dem Wölbäcker kein fossiler Humushorizont auftrat, kann vermutet werden, dass die ursprüngliche Oberfläche zuvor bereits eine Profilstörung, beispielsweise durch Beackerung, erfahren hatte.





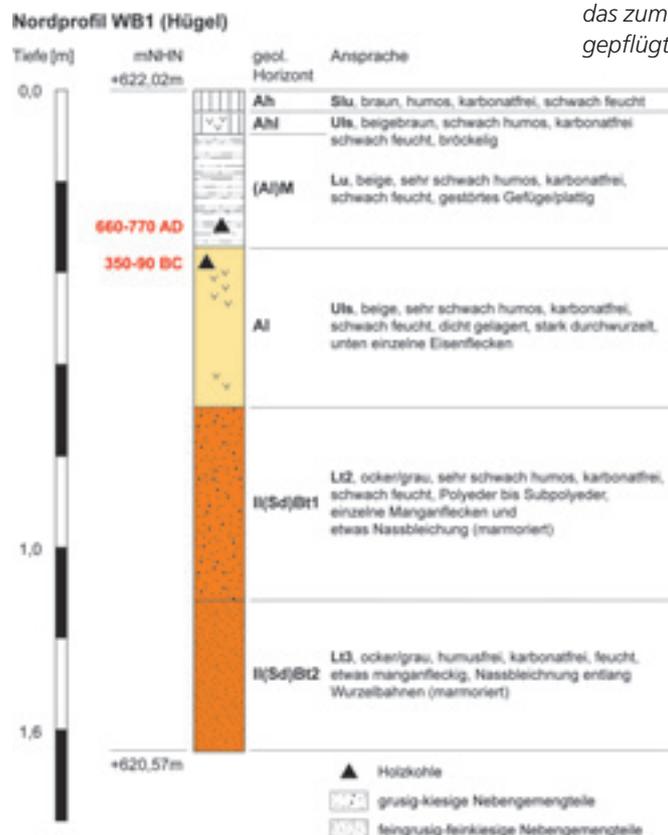
Zeitliche Einordnung und Gründe für die Entstehung

Im Gegensatz zu den Kolluvienuntersuchungen waren generell in den Wölbäckern nur vereinzelt Holzkohleflechter anzutreffen. Dennoch konnten zwei Proben aus der Hügelposition des Nordschnitts und eine aus einem solchen des Südschnitts zur Radiokarbondatierung an das Svedberg-Labor der Universität Uppsala gesendet werden. Zwei in das Frühmittelalter datierende Proben entstammen den zum Wölbacker aufgepflügten Umlagerungen im Norden und einem Übergangsbereich zum Anstehenden im Südschnitt. Die dritte und zugleich aus tiefster Position entnommene, in die jüngere Eisenzeit datierende Probe stammt aus oben genannter möglicher ‚Störungszone‘ des Nordschnitts. Drei Datierungen stellen selbstverständlich keine breite Datenbasis dar. Dennoch sind sie hochinteressant und geben erste Anhaltspunkte zur Entstehung dieser Flurform im Übergang der Merowinger- zur Karolingerzeit in der Federseeregion. Dies wäre recht früh, denn Wölbackerfluren werden landläufig eher mit hoch- und spätmittelalterlichen Aktivitäten verknüpft. Da sich aus Kolluvienuntersuchungen der näheren Umgebung eine Aktivitätsphase in jenem Zeitabschnitt abzeichnet, lässt sich hier eine ackerbauliche Expansionsphase fassen. Hervorzuheben ist, dass auch die Gründung des nahen Klosterstifts Bad Buchau um 770 n. Chr. in diese Zeit fällt. Der Klostergründung geht wahrscheinlich ein Bevölkerungswachstum voraus oder mit ihr einher, so dass Bedarf bestand, auch östlich des Federseebeckens Flächen unter Pflug zu nehmen. Die dort verbreiteten stauwasserbeeinflussten Böden dürften mitverantwortlich sein, dass die ackerbaulichen Nutzflächen als Wölbackerfluren angelegt worden sind. Zur Verbesserung der Bodeneigenschaften werden Äcker an vergleichbaren Stand-

orten heutzutage mit einem Netz von Drainagerohren entwässert. Dieser Effekt ließ sich im frühen Mittelalter durch die Anlage der Wölbäcker erzielen, bei denen das Wasser in die Mulden abgeleitet wurde und sich so auf ihnen bessere Wachsbbedingungen einstellten. Daneben dürfte die Entwicklung des Streichbrettfluges einen erheblichen Fortschritt in der Pflugtechnik darstellen. Da er eine nur in eine Richtung wendende Bodenbearbeitung erlaubt, können mit ihm Langstreifenfluren im Gegensatz zu netzförmigen Blockfluren besonders effektiv bewirtschaftet werden, denn bei ihnen entfällt das häufige Wenden der Zugspanne.

7 Zusammengesetzte Digitalaufnahmen des Nord- und Südgrabens der Wölbäckerflur östlich von Oggelshausen. Die schwarzbraune Färbung des humosen Oberbodens zeichnet die wellige Oberflächenstruktur nach (2-fache Überhöhung).

8 Profilaufnahme aus dem Bereich des Wölbäckerberges im Nordgraben (WB1) mit den Datierungen. Bei den obersten 35 cm handelt es sich um das zum Wölbacker aufgepflügte Material.



AMS-Datierung

Die Beschleuniger-Massenspektrometrie ist ein spezielles Verfahren der Radiokarbondatierung zur direkten Messung der Konzentration des Kohlenstoffisotops ¹⁴C.

Kolluvium

Verlagertes Bodenmaterial, das durch Wasser von Hängen abgespült und am Hangfuß, in Senken und kleinen Tälern wieder abgelagert worden ist. Es kann auch durch Bearbeitungsmaßnahmen und anthropogene Umlagerung angehäuft werden.

Optisch stimulierte Lumineszenz (OSL)

Datierungsmethode, bei der die Zeitabhängigkeit durch die Akkumulation von Strahlenschäden gegeben ist, die durch natürliche Radioaktivität in Gesteinen verursacht werden. Auf Wärme oder Licht reagieren diese Gesteine mit einem kalten Leuchten (Lumineszenz), das umso stärker ist, je länger sie der Radioaktivität ausgesetzt waren. Dieser Effekt lässt sich zur Datierung nutzen.

Schicht

Einheitliche Masse in flächenhafter Ausdehnung.

Wölbacker

Hochacker, Ackerhochbeet. Ackerstreifen, der durch eine spezifische Pflugführung, bei der die Scholle nur nach einer Seite zur Feldmitte hin gewendet wurde, entstanden ist. Dadurch entwickelte sich eine gewölbte Oberfläche.

Sucht man nach Gründen für die Anlage von Wölbäckern, dann gibt es mehrere Erklärungsansätze. In genanntem Beispiel aus dem Altmoränengebiet Oberschwabens spielte sicherlich der Wasser-/Lufthaushalt des Bodens eine zentrale Rolle. Auch im Keuperbergland der südwestdeutschen Schichtstufenlandschaft sind solche Flurrelikte auf den dort verbreiteten tonreichen Standorten weit verbreitet. Dabei könnten Aspekte der Nahrungssicherung unter schwierig zu kalkulierenden Witterungsbedingungen durchaus eine Rolle gespielt haben. So ließen sich in nassen Jahren auf den höheren, trockeneren Bereichen bessere Erträge erzielen, in trockenen Jahren hingegen in den feuchteren Senken. Dies ist auch vor dem Hintergrund der heutigen Klimadiskussion und dem Ruf nach trockenheitstoleranteren Anbaupflanzen interessant.

Wölbäcker in anderen Regionen

Wölbäckerfluren lassen sich aber auch in Regionen mit gegensätzlichen Standortbedingungen beobachten, beispielsweise auf nährstoffarmen, zu Trockenheit neigenden leichten Sandböden in Brandenburg oder Sachsen-Anhalt. Bei diesen handelt es sich um besonders ungünstige ackerbauliche Standorte und es wird vermutet, dass dort durch das Zusammenpflügen humusreicheren Oberbodenmaterials die Nährstoffversorgung und Wasserspeicherfähigkeit zumindest im zentralen Bereich der Wölbäcker verbessert wurde mit dem Ziel einer gewissen Ertragssteigerung.

Aus der geschilderten Variabilität von Wölbäckern, ihrer differierenden Zeitstellung und ihrer Verbreitung in Landschaften mit unterschiedlicher naturräumlicher Ausstattung wird deutlich, dass es sich um kein einheitliches Flurrelikt handelt. Vielmehr sind eine Vielzahl von Parametern zu berücksichtigen, um diese Elemente der (historischen) Kulturlandschaft zu verstehen und wertschätzen zu können. Dazu bedarf es allerdings weiterer umfangreicher, interdisziplinärer Untersuchungen, was auch von der Deutschen Forschungsgemeinschaft so eingeschätzt wurde und in der Förderung des Projekts "Entstehung und Bewirtschaftung von Wölbäckern in Sachsen-Anhalt" mündete. Die Denkmalpflege Baden-Württemberg griff den Forschungsansatz durch eine im Sommer 2020 durchgeführte Rettungsgrabung in Albershausen, Landkreis Göppingen, auf. Bei dieser arbeiten die amtsinternen Fachdisziplinen (Mittelalterarchäologie,

Archäobotanik, Anthrakologie und Geoarchäologie) und solche der Universitäten Tübingen (Geographisches Institut und Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters) und Bamberg (Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters) zusammen und wenden neuere methodische Ansätze an.

Schlussbemerkungen

Bei den hier vorgestellten Beispielen, den Wölbäckern als historischen Flurformen, und auch den Kolluvien als Archive und Zeugnisse der ackerbaulichen Tätigkeit, wird deutlich, wie wichtig integrative Forschungsansätze sind. Nur auf diese Weise gelingt es, einen erheblichen Erkenntnisgewinn zu erzielen oder bislang verschlossene Informationsdepots zu öffnen und zugänglich zu machen. Hier ist die Geoarchäologie mit ihrem speziellen Methodenkanon ein nicht zu vernachlässigender Akteur, welcher bei der Bewältigung der eingangs genannten denkmalpflegerischer Aufgaben in vielfältiger Weise unterstützend mitwirken kann.

Literatur

Benoît Sittler/Renate Riedinger/Peter Spatz: Agrarmorphologische Bodendenkmäler als Zeugen historischer und neuzeitlicher Landnutzung im Oberrheingraben. Berichte Naturforschende Gesellschaft Freiburg, Bd. 105, 2015, S. 177–207.

Richard Vogt: Kolluvien als Archive für anthropogen ausgelöste Landschaftsveränderungen an Beispielen aus der westlichen Federseeregion. Materialhefte z. Archäologie in Baden-Württemberg, Bd. 99, Darmstadt 2014.

Ursula Maier und Richard Vogt: Pedologisch-moorkundliche Untersuchungen zur Landschafts- und Besiedlungsgeschichte des Federseegebiets. Stuttgarter Geographische Studien. Bd. 138, Stuttgart 2007.

Max Linke: Zur Verbreitung, Form und Entstehung altmärkischer Wölbäcker. *Hercynia N. F.*, 16/4, 1979, S. 431–439.

Dr. Richard Vogt

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Hemmenhofen

Altflurrelikte als Quelle der Umweltgeschichte

Neue Fragen und Methoden

Die Landwirtschaft ist unsere Lebensgrundlage. Durch Technisierung und Industrialisierung hat sie sich jedoch in den letzten Generationen radikal verändert und stellt uns heute vor zahlreiche Umweltprobleme wie Überdüngung und Nitratbelastung der Böden, Erosion oder Artensterben. Die Kenntnis vergangener Wirtschaftsweisen kann helfen zu erkennen, wo Risiken und Chancen liegen und wie sensibel Agrarökosysteme auch ohne moderne industrielle Bewirtschaftung sind. Traditionelles Wissen zu landwirtschaftlichen Praktiken geht verloren. Da Schriftquellen nur wenige, allenfalls punktuelle Einblicke in frühere Landnutzung ergeben, sind Kulturlandschaftsrelikte wichtige historische Quellen, die es zu erforschen und zu erhalten gilt.

Dieser Beitrag der Nachrichtenblatt-Reihe „Kulturlandschaftsrelikte im Arbeitsfeld der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit“ will die Bedeutung von Kulturlandschaften als Erkenntnisquelle aufzeigen.

Rainer Schreg

Kulturlandschaften werden insbesondere durch die Art der Landwirtschaft und mithin durch Struktur und Gestaltung der Agrarflächen geprägt. Flurbereinigungen und Mechanisierung der Landwirtschaft haben regionale Unterschiede weitgehend nivelliert. Wortwörtlich nivelliert wurden aber auch frühere Feldsysteme selbst, die bestenfalls noch durch geringe Bodenunebenheiten zu erkennen sind – in Luftbildern mit Schneemerkmalen oder nun durch hoch aufgelöste Geländescans (vgl. den Beitrag Hesse/Nelle in NB 3/2020, S. 185 ff.).

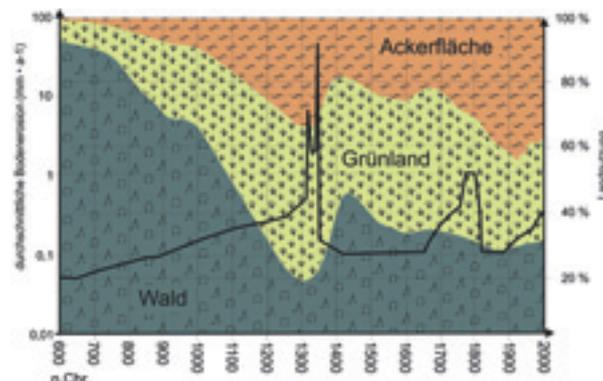
Die Scans ermöglichen es, heutige Waldgebiete zu untersuchen, in denen Spuren früherer landwirtschaftlicher Nutzung den nivellierenden Auswirkungen des Pflugs entzogen waren. Im 13. Jahrhundert war die Landschaft am weitesten geöffnet, die Waldbedeckung geringer als heute (Abb. 1). Insbesondere während der Wüstungsphase des 14. Jahrhunderts wurden aber nicht nur viele Höfe und Dörfer aufgegeben, sondern vielfach auch deren Ackerfluren. Sie wurden in der Folge für die Viehwirtschaft als Weide oder Mäher genutzt, fielen aber langfristig oft einer Wiederbewaldung anheim.

LiDAR-Scans stehen seit mittlerweile etwa 20 Jahren zur Verfügung. Bis dahin war das Erkennen und Vermessen von Altfluren im Wald äußerst schwierig, und so gab es nur wenige systematische Forschungen. Gleichwohl verzeichnete schon die frühe archäologische Landesaufnahme immer wie-

der auch Altfluren und Meilerplätze, insbesondere wenn sie benachbart zu Viereckschanzen oder Grabhügeln lagen. So hat Konrad Miller bereits 1893 bei Reichenstein (Gemeinde Lauterach, Alb-Donau-Kreis) mittelalterliche Altfluren kartiert und in Bezug zu Grabhügeln und Befestigungen gesetzt (Abb. 2). Im Vergleich mit den modernen Aufnahmen blieben frühere Vermessungen meist ungenau und skizzenhaft.

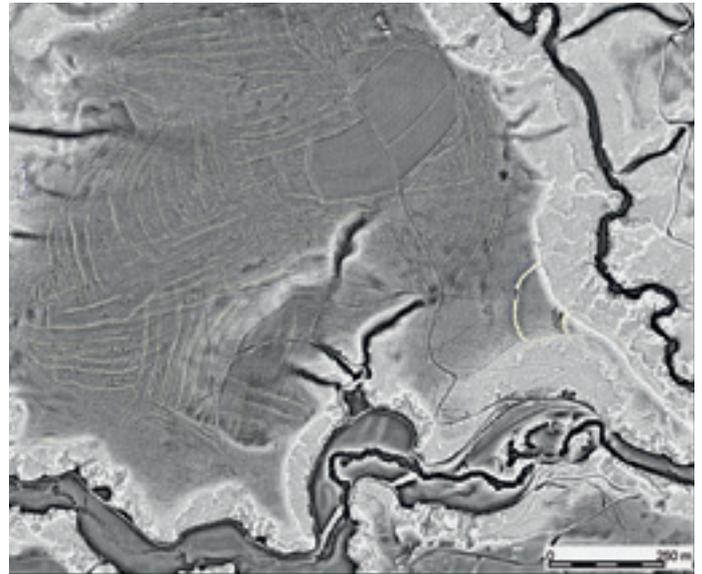
Vielzahl der Flurformen

Inzwischen geben sich mit LiDAR-Technik eine Vielzahl unterschiedlicher Parzellenstrukturen zu erkennen. Dass in den erhobenen Geländedaten mit Überraschungen gerechnet werden muss, zeigt die Entdeckung bislang völlig unbekannter „irregulärer Bank-Senken-Feldsysteme (IBSFs)“ vor wenigen Jahren in Schleswig-Holstein. Diese beste-



1 Wald-Offenlandverteilung und Bodenerosion in Deutschland seit dem frühen Mittelalter.





2 Altfluren bei Reichenstein nach Konrad Miller 1893 und im modernen LiDAR.

hen aus polygonal verebneten, oft circa 40 m weiten Ackerflächen mit markanten Böschungen zu umliegenden Senken. Sie reichen in frühgeschichtliche Zeit zurück und treten neben die dort schon lange bekannten „Celtic fields“. Bei Letzteren handelt es sich um kleinteilige, von Erd- bzw. Steinwällen meist viereckig eingefasste Felder, die mitunter ins zweite vorchristliche Jahrtausend zurückdatieren. In Südwestdeutschland kennen wir frühe Ackerstrukturen bisher nur von Ausgrabungen unter vorgeschichtlichen Befunden. Auf der Heuneburg bzw. den dortigen Grabhügeln wurden sich kreuzende Pflugspuren beobachtet, die aber über Größe und Form der Felder keine Aussagen erlauben.

Bei Lampoldshausen (Gemeinde Harthausen am Kocher, Landkreis Heilbronn) kennt man zwei durch flache Wälle eingefasste, fast rechteckige, 25 bis 26 Hektar große Flureinfassungen, die man mit römischen Gutshöfen in Verbindung gebracht

hat. Eine direkte Datierung dieser Befunde (wie auch vergleichbarer vermutlich römischer Feldsysteme bei Pforzheim oder auch in der Eifel) steht allerdings aus.

Weit verbreitet sind die Wölbäcker, bei denen bis zu rund 15 m breite und bisweilen mehrere hundert Meter lange aufgewölbte Ackerstreifen in Gewinnblöcken zusammenliegen (Abb. 3; 5). Aktuelle Forschungen im Harz sprechen gegen die bisherige These, die Wölbäcker seien einfach zusammengepflügt, sondern lassen einen komplexeren Aufbau erkennen (vgl. den Beitrag Vogt in diesem Heft, S. 11–16.). In der Forschung altbekannt sind die Wölbäcker in Südbayern, die bereits Ende des 19. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Archäologie erregten. Da man sie als fremd und weder für bayerisch noch für römisch hielt, wurden sie in keltische Zeit datiert und als „vindelikisch“ bezeichnet. Als dann Paul Reinecke für eine mittelalterliche Datierung eintrat, verlor die Archäologie das Interesse an ihnen, ehe der frühere bayerische Landesarchäologe Klaus Schwarz in den 1960er Jahren ihre Bedeutung für die mittelalterliche Siedlungs- und Kulturlandschaftsentwicklung zeigen konnte.

In Baden-Württemberg sind Wölbäcker in verschiedenen Regionen bekannt, etwa im nördlichen Albvorland oder auch im Oberrheintal. Sie sind erst seit jüngerer Zeit Gegenstand der Forschung, wie es der Beitrag von Richard Vogt in diesem Heft zeigt. In manchen Landschaften sind Altfluren anhand von Steinriegeln zu erkennen, die entweder als Lesesteinansammlung entlang von Hecken entstanden sind oder verfallene Feldmauern darstellen. In der Steinriegellandschaft des Taubertals (Abb. 4) markieren sie ehemalige Weinberge, die vielfach erst in der Neuzeit aufgegeben wurden und heute als wertvolle Biotope unter Naturschutz stehen. Nach schriftlichen Quellen begann der Weinbau in der Region bereits im 9. Jahrhundert.

3 Wölbäcker in Albershausen.





Es zeigen sich in den Altflurrelikten sehr unterschiedliche Landnutzungsformen. Flurnamen spiegeln viele spezielle Bewirtschaftungsformen, deren genaue Praxis wir oft nicht kennen. Der Flurname Gschwend oder Schwendi beispielsweise verweist auf eine spezifische Waldnutzung, bei der Bäume durch ringförmiges Entrinden zum Absterben gebracht werden. Sie liefern Brennholz, aber auch einen verstärkten Lichteinfall auf den Waldboden, was dort das Wachstum fördert. Ob sich solche Nutzungsformen auch im Gelände abzeichnen, wäre mit modernen Prospektionsmethoden erst zu klären.

Fallstudie Würzbach

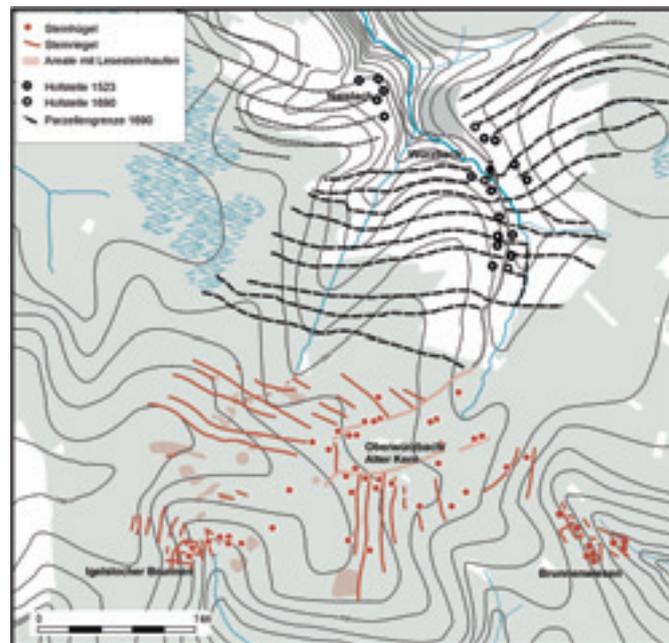
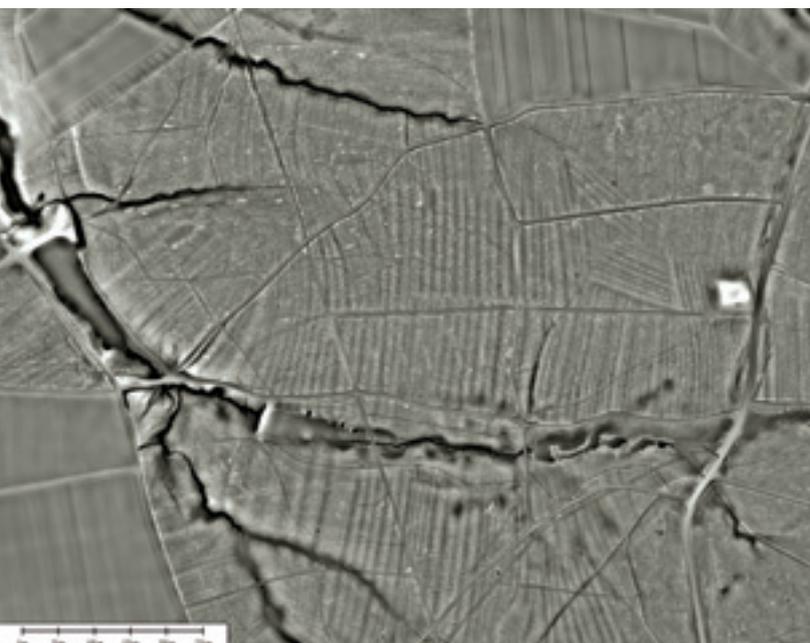
Im Nordschwarzwald sind bei Würzbach (Gemeinde Oberreichenbach, Landkreis Calw) zahlreiche Altflurrelikte unter Wald erhalten, darunter die Reste eines im 14./15. Jahrhundert wüstgefallenen

Waldhufendorfs (Abb. 6). Waldhufendörfer sind charakteristisch für Regionen des mittelalterlichen Landesausbaus und so werden sie in der Regel in das 11./12. Jahrhundert datiert. Bei diesen Siedlungen waren die Höfe mit größeren Abständen entlang eines Weges oder Bachs aufgereiht. Dahinter lag in parallelen Streifen das jeweils zugehörige Wirtschaftsland, die sogenannten Hufen. In zunehmender Distanz zum Hof wurde die Nutzung immer extensiver. Direkt am Hof lagen die Gärten, dahinter die Ackerflächen und schließlich Weideland, das in den Wald überging. In Würzbach zeichnet sich dieses Schema anhand der Geländereликte im Wald ab. Es lassen sich über 20 Hausstandorte und die dahinter anschließenden Hufen identifizieren. Lesesteinansammlungen entlang der Hufengrenzen bildeten mehrere 100 Meter lange Steinriegel. Grabungen zeigten, dass die erkennbaren Wälle ganz unterschiedlich aufgebaut sein können und dass sie teilweise ältere

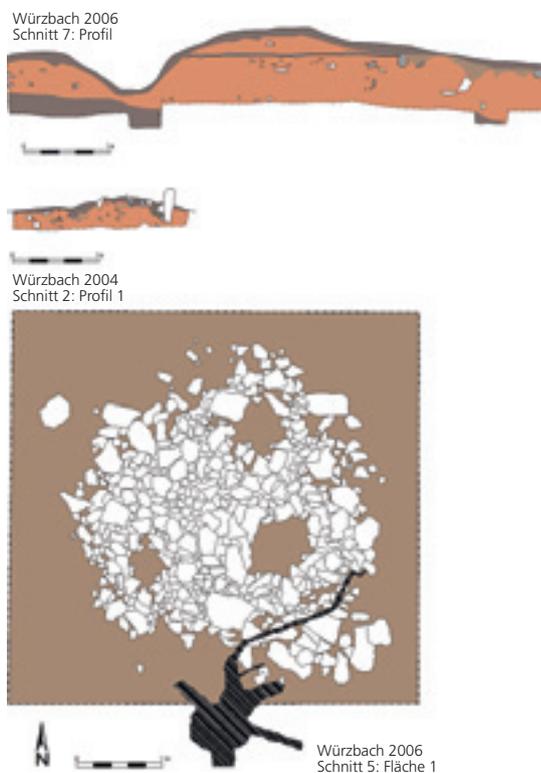
4 Steinriegellandschaft zwischen Weikersheim und Elpersheim (Main-Tauber-Kreis).

5 Alte Ackerstrukturen zwischen Sulpach und Albershausen (Lkr. Göppingen) im Bereich der Wüstung Steinbüß im digitalen Geländemodell (LiDAR) des Landesamts für Geoinformation und Landentwicklung.

6 Waldhufendorf Würzbach und südlich anschließende Geländereликte.



7 Würzbach, Lesestein-
haufen mit Negativ eines
Baumstandorts.



Oberflächen überdecken. Im hinteren Teil der Hufen liegen Hunderte kleiner Steinhügel, die man teilweise als Grabhügel verstanden hat, die aber auf die Streuwirtschaft zurückgehen. Bei dieser Wirtschaftsart hat man mangels Strohs in der Neuzeit, wohl aber schon im Mittelalter, den Unterwuchs und das Laub aus dem Waldboden zusammengereicht und als Streueinlage für die Ställe verwendet. Störende Steine wurden an Bäumen zusammengetragen und bilden hier Lesesteinhaufen, wie Ausgrabungen an den ehemaligen Baumstandorten zeigen (Abb. 7). Am Rande dieses Waldhufendorfes zeichnet sich durch Steinriegel und Terrassenkanten eine kleinteilige Blockflur ab, die man nach geoarchäologischen Untersuchungen mittels ¹⁴C-Analysen an Holzkohlen in das frühere Mittelalter datieren kann und die dem Waldhufendorf vielleicht vorausgegangen ist. Demnach wäre das Waldhufendorf erst das Produkt einer jüngeren Umstrukturierung.

Dreizelgenwirtschaft

Die klassische Landnutzungsform des Mittelalters ist in den Altsiedellandschaften Südwestdeutschlands die Dreizelgenwirtschaft. Es handelt sich um eine Dreifelderwirtschaft mit dem Wechsel von Sommergetreide, Wintergetreide und Brache, die aber von der Gemeinde geregelt auf dem gesamten Wirtschaftsland und nicht nur individuell auf einzelnen Parzellen durchgeführt wurde. Das Wirtschaftsland wurde in drei große Feldblöcke (sogenannte Zelgen oder lokal „Esche“) gegliedert (Abb. 8), in denen die einzelnen Felder kompakt beieinanderlagen und im gleichen Rhythmus be-

wirtschaftet wurden. Mit der Schaffung großer Zelgen konnte das Vieh ohne das Risiko eines Flurschadens weiden. Auch auf Wege und Viehtriebe, die in vielen mit Feldmauern kleinparzellierten Landschaften erheblichen Raum einnahmen, konnte verzichtet werden. Der Pflug konnte nun auf den Nachbargrundstücken gewendet und das Feld bis zur Grenze bearbeitet werden. Damit ließ sich das Land der bereits dicht bevölkerten Altsiedellandschaften besser ausnutzen.

Während die einfache Dreifelderwirtschaft bereits den römischen Agrarschriftstellern bekannt war, entwickelt sich die komplexe Organisationsform der Dreizelgenwirtschaft erst im Hoch- und Spätmittelalter. Wahrscheinlich steht sie mit der Gemeindebildung, der Dorfgenese und möglicherweise auch der Ausbildung der Gewinnfluren und der Wölbäcker in Verbindung. All diese Prozesse lassen sich für das 11./12. Jahrhundert greifen und dürften sich gegenseitig bedingt haben. Typisch für die Regionen mit Dreizelgenwirtschaft sind meist sogenannte Gewinnfluren, bei denen lange Streifenparzellen in Blöcken zusammenliegen. Wölbäckerkomplexe bilden zumeist solche Gewanne und könnten daher im Rahmen der Dreizelgenwirtschaft entstanden sein.

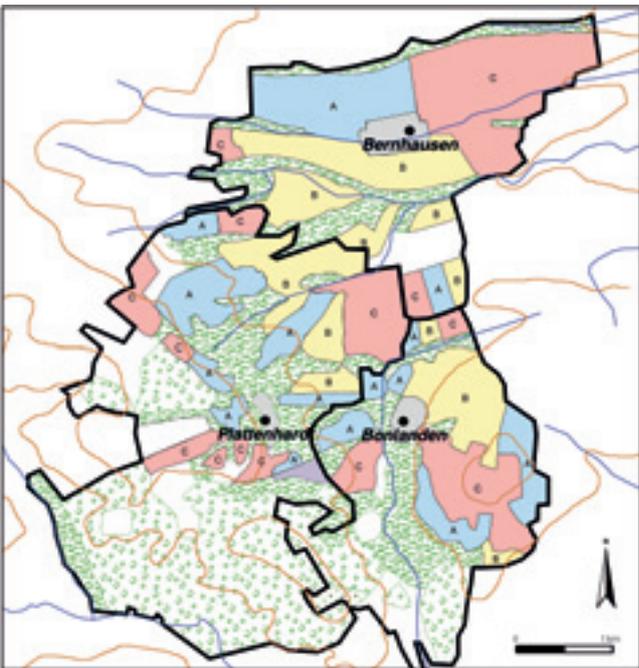
Katastrophale Konsequenzen?

Die Dreizelgenwirtschaft galt der Forschung bislang als der große agrartechnische Fortschritt des Mittelalters, der grundlegend für die Ernährung der wachsenden Bevölkerung gewesen sein soll. Bislang lässt sich der Wandel der Flursysteme allerdings nicht sicher rekonstruieren, da zu wenige Altflurrelikte mit modernen Methoden untersucht sind.

Analogien aus anderen Landschaften und aus den Erfahrungen moderner Flurbereinigungen legen jedoch nahe, dass die Einführung der Dreizelgenwirtschaft bzw. der Wölbäcker erhebliche ökologische Folgen hatte, da Bodenerosion zunahm, Lebensräume vernichtet wurden und sich das Mikroklima und lokale Wasserverhältnisse veränderten. So drängt sich heute eher ein Szenario auf, das diesen Wandel weniger als Fortschritt, sondern als wesentliches Element der spätmittelalterlichen Krise begreift.

Wir müssen derzeit davon ausgehen, dass mit der Dreizelgenwirtschaft bzw. den Gewinnfluren ältere kleinteiligere und stärker wechselnde Landnutzungsformen – oft wahrscheinlich eingehegte Blockfluren – abgelöst wurden. Die historische Geografie hat solches schon lange vermutet, doch fehlt noch immer ein physischer Nachweis.

Der anzunehmende Wandel von kleinteiligen Landnutzungsformen hin zu großen offenen Ackerflächen dürfte langfristig Bodenfruchtbarkeit, Erosionsrisiko, Mikroklima und Hydrologie, aber auch



wohl solch einen Viehhof dar. Es handelt sich um ein etwa 100 auf 130 Meter großes Areal, das auf drei Seiten von Steinriegeln eingefasst, während die offene Ostseite durch einen natürlichen Felsblock begrenzt wird, an den sich die Reste eines Gebäudes anschließen (Abb. 9). Unmittelbar daneben findet sich eine runde Grube, möglicherweise eine alte Wasserstelle. Lesefunde sowie Funde einer Grabung der 1940er Jahre legen eine Datierung in das 14./15. Jahrhundert nahe. Ähnliche Anlagen finden sich in den Wäldern immer wieder, so zum Beispiel bei Westerstetten auf der Ulmer Alb.

8 Dreizelngliederung der Gemarkungen Bernhausen, Plattenhardt und Bonlanden auf den Filchern (Grafik: R. Schreg nach Jänichen 1970)

Neue Fragen – neue Methoden

Die skizzierten Zusammenhänge sind bislang weitgehend spekulativ, bilden aber eine wissenschaftliche Hypothese, für deren Präzisierung (oder Falsifizierung) geoarchäologische Untersuchungen von Altfluren unerlässlich sind. Die wissenschaftlichen Fragestellungen zu Altflurrelikten beschränken sich nicht auf die Morphologie, sondern richten sich auch auf deren Bewirtschaftung und Ökologie. Wichtig ist es, zu rekonstruieren, wie die Felder bewirtschaftet wurden und welchen Einfluss dies auf Mikroklima, Flora, Fauna, Böden und Wasserhaushalt hatte. Zu klären sind dabei nicht nur die Veränderungen der Feldfluren selbst, sondern auch die der Bewirtschaftungsweise, der Biodiversität, der Nagerpopulationen oder der Erosionsraten. Methodisch ist dies anspruchsvoll, weil geeignete Untersuchungsstandorte mit entsprechenden Erhaltungsbedingungen wahrscheinlich nicht häufig und nicht einfach zu identifizieren sind.

Eine Rekonstruktion des mittelalterlichen Wandels der Kulturlandschaft muss bioarchäologische Daten etwa zu Unkräutern, Kleintieren oder Vögeln aus Siedlungsgrabungen nutzen, aber vor allem auch die Ackerreste selbst untersuchen. Letzteres erfordert Grabungen, die nicht auf klassischen archäologischen Fundstellen, sondern auf den ehemaligen Feldern „off-site“ erfolgen. Aus den Flurbefunden sind Proben zu gewinnen, die auf Pflanzenrückstände, Düngemittel, aber auch Bodenbearbeitungsspuren untersucht werden können. Aus

die Lebensräume von Nagern und das Seuchenrisiko negativ verändert haben. In der Krise des 14. Jahrhunderts spielten Hungersnöte, Wetterkapriolen mit Überschwemmungen und Schluchtenreißen sowie Seuchen eine wichtige Rolle, die wohl durch solche Veränderungen der Kulturlandschaft begünstigt wurden.

Aus schriftlichen Quellen wissen wir, dass auch in Südwestdeutschland die Unwetter vom Juli 1342 mit anschließendem Hochwasser – bekannt als Magdalenenflut – ihren Niederschlag gefunden haben. Im Schönbuch nördlich von Tübingen wurde der Sedimentfächer einer Erosionsrinne ins 14. Jahrhundert datiert. Es besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass dieser Befund, ähnlich wie vergleichbare Erosionsrinnen aus Oberfranken oder dem Weserbergland mit diesem Jahrtausendhochwasser zu verknüpfen sind. In Folge jener Krise wurden zahlreiche Siedlungen und Felder aufgegeben. Das Wirtschaftsland vieler Wüstungen wurde als Mahd, also im Rahmen einer Graswirtschaft genutzt.

Auf der östlichen Schwäbischen Alb wird in der frühen Neuzeit eine Zunahme von Viehhöfen in den schriftlichen Quellen fassbar. Das sogenannte Klösterle bei Wiesensteig (Landkreis Göppingen) stellt

9 Klösterle bei Wiesensteig (Lkr. Göppingen).

10 Pflugexperimente im Freilichtlabor Lauresham bei Lorsch im Landkreis Bergstraße, Hessen.



Glossar

Celtic fields

Vor allem aus Nordeuropa bekannte vor- und frühgeschichtliche Ackerfluren, die mittels breiter und flacher Wälle in mehr oder weniger rechteckige oder quadratische Felder aufgeteilt sind. Der forschungsgeschichtlich bedingte Bezug auf Kelten ist heute hinfällig.

Mahd/ Mähder

Mähwiesen, seit dem Spätmittelalter in Lagerbüchern oft auf Areale abgegangener Siedlungen zu beziehen.

Schluchtenreißen

Lineare Bodenerosion, die oft metertiefe Rinnen hinterlässt.

Vindeliker

keltischer Stamm im bayerischen Voralpengebiet

Zelg

Aus Äckern verschiedener Eigner bestehendes arrondiertes Areal der Ackerflur, das einheitlich bewirtschaftet wurde. Im Rahmen der regulierten Dreifelderwirtschaft wurde die Flur in drei Zelgen für Sommer- und Wintergetreide sowie Brache eingeteilt. In den regionalen Schriftquellen werden die Zelgen meist als „Esch“ bezeichnet.

den Geowissenschaften stammen neue Methoden, die es beispielsweise erlauben, anhand von Biomarkern tierische Exkremente nachzuweisen. Phytolithenanalysen ermöglichen auch in trockenen Mineralböden gewisse Aussagen zum Bewuchs und zunehmend wird auch Boden-DNA als Quelle genutzt. An Terrassenkanten oder unter Steinriegeln gibt es aber durchaus Chancen, alte Oberflächen zu erfassen. Serielle Datierungen von Holzkohlepartikeln mit der Radiokarbonmethode können einen Anhaltspunkt zur Datierung geben. Mittels der Optisch Stimulierten Lumineszenz (OSL) kann unter bestimmten Bedingungen der Zeitpunkt eruiert werden, wann ein Boden zuletzt dem Sonnenlicht ausgesetzt war. Problematisch sind dabei Verlagerungs- und Bodenbildungsprozesse. Methodisch kommt in diesem Zusammenhang auch der experimentellen Archäologie eine wichtige Rolle zu. Sie kann zur Klärung beitragen, welche Pflugleistungen realistisch waren oder wie groß der Wendekreis eines Pflugspanns am Ende der Parzelle tatsächlich war. Auch hier geht es nicht nur um die Frage der Ackergeräte, sondern auch um die konkrete Praxis der Bewirtschaftung. So zeigen beispielsweise Pflugexperimente auf Wölbäckern im Freilichtlabor Lauresham beim Kloster Lorsch (Kreis Bergstraße, Hessen) (Abb. 10) die Bedeutung der Wendemanöver am Ende einer Pflugbahn, wie generell die Auswirkungen der Pflugtechnik auf die Ackerform. Zudem minimierten die Wölbäcker die Risiken von Wetterextremen, da die kleinräumige Oberflächenstruktur Wuchsstandorte für trockene wie für nasse Wetterbedingungen bot und so deren Auswirkungen abfedern konnten.

Fazit

Altflurrelikte sind unmittelbare Zeugnisse vergangener Lebensgrundlagen, über die schriftliche Quellen sehr spärlich sind. Sie sind daher eine wichtige wissenschaftliche Quelle zur Umweltgeschichte, mit der verantwortungsvoll umgegangen werden muss. Grundsätzliche Fragen nach der Bearbeitungsweise, der Hydrologie und Bodenfruchtbarkeit sind völlig offen und erfordern ein Forschungsprogramm, das moderne geoarchäologische Methoden wie die Analyse von Biomarkern und Boden-DNA, aber auch naturwissenschaftliche Methoden wie die Radiokarbonmethode oder die Optisch Stimulierte Lumineszenz zur Datierung einsetzt. Ziel soll es sein, die landwirtschaftliche Praxis sowie die ökologische Bewertung dieser Ackersysteme zu rekonstruieren. Hier liegt ein Potenzial für die Zukunft, das in gezielten Forschungsprojekten umgesetzt werden muss, da aufgrund des Aufwands nur exemplarisch gearbeitet werden kann.

Literatur

- Volker Arnold, Celtic Fields und andere urgeschichtliche Ackersysteme in historisch alten Waldstandorten Schleswig-Holsteins aus Laserscan-Daten. *Archäologisches Korrespondenzblatt* 41, 2011, S. 439–455.
- Elena Beckenbach/Uwe Niethammer/Hartmut Seyfried, Spätmittelalterliche Starkregenereignisse und ihre geomorphologischen Kleinformen im Schönbuch (Süddeutschland). *Jahresberichte und Mitteilungen des Oberrheinischen Geologischen Vereins* 95, 2013, S. 421–438.
- Dietrich Fliedner, Zur Problematik der römischen und frühalemannischen Flurformen im Bereich der südwestdeutschen Gewinnsiedlungen. *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 18, 1970, S. 16–35.
- Konrad Miller, *Die Altertümer im Oberamt Ehingen*, Stuttgart 1893.
- Rainer Schreg, Würzbach – ein Waldhufendorf im Nordschwarzwald. In: C. Theune-Vogt/G. Scharrer-Liška/E. H. Huber u. a. (Hrsg.), *Stadt – Land – Burg*. Festschrift für Sabine Felgenhauer-Schmiedt zum 70. Geburtstag. *Internationale Archäologie. Studia honoraria* 34, Rahden/Westf. 2013, S. 189–202.
- Rainer Schreg, Mittelalterliche Feldstrukturen in deutschen Mittelgebirgslandschaften – Forschungsfragen, Methoden und Herausforderungen für Archäologie und Geographie. In: J. Klápšt (Hrsg.), *Agrarian technology in the medieval landscape. Ruralia X*, Turnhout 2016, S. 351–370.
- Rainer Schreg, Rinder und Schafe – Akteure mittelalterlicher Umweltgeschichte, in: T. Pommerening/J. Althoff (Hrsg.), *Kult, Kunst, Konsum – Tiere in alten Kulturen*, Darmstadt 2018, S. 72–89.
- Rainer Schreg, Feld-, Wald- und Wiesenarchäologie. In W. Brassat (Hrsg.), *Komplexität und Diversität des kulturellen Erbes. Forschungen des Instituts für Archäologische Wissenschaften, Denkmalwissenschaften und Kunstgeschichte* 10, Bamberg 2020, S. 11–34
- Klaus Schwarz, Archäologisch-topographische Studien zur Geschichte frühmittelalterlicher Fernwege und Ackerfluren im Alpenvorland zwischen Isar, Inn und Chiemsee. *Materialh. Bayer. Vorgesch. A* 45, Kallmünz/Opf. 1989.
- Katja Thode, Terrassen, mächtige Mauern und ein rätselhafter Rundbau – Grabungen in der Wüstung Oberwürzbach 2015. *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg* 2015, S. 229–232.

Prof. Dr. Rainer Schreg

*Otto-Friedrich-Universität Bamberg
Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit
Am Kranen 14
96047 Bamberg*

Bewegliche Kulturdenkmale

Eine moderne Denkmalgattung?

Erst seit dem Jahr 2002 gibt es in der baden-württembergischen Landesdenkmalpflege eine eigene Referentenstelle für die beweglichen Kulturdenkmale im Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege. Dies ist jedoch keineswegs Folge einer modernen Ausweitung des Denkmalbegriffs. Vielmehr gehörten bewegliche Kulturdenkmale seit den Anfängen der staatlichen Denkmalpflege im 19. Jahrhundert zu deren Arbeitsgebieten. Seit 1920 werden die geschützten beweglichen Kulturdenkmale in Württemberg auch in einem eigenen, bis heute gültigen Verzeichnis erfasst. Dieses hundertjährige Jubiläum im letzten Jahr gab Anlass, dem Beginn der staatlichen Erfassung und des staatlichen Schutzes von beweglichen Kulturdenkmälern in Baden-Württemberg nachzuforschen.

Dieter Büchner

Die ersten staatlichen Anordnungen für bewegliche Kulturgüter

Wie auch in anderen Ländern betreffen die ersten staatlichen Anordnungen für Kulturgüter im Gebiet des heutigen Baden-Württemberg nicht Gebäude, sondern bewegliche Sachen. So befahl der württembergische Herzog Eberhard III. 1670 mit einem Erlass die Ablieferung römischer Antiquitäten an ihn und am 22. Dezember 1716 erging in der Markgrafschaft Baden eine Verordnung, der zufolge das Eigentumsrecht an „wegen Altertümlicher Sachen“ (gemeint waren antike Fundstücke) dem Staat zustand. Diese Vorschriften hatten freilich weniger mit Denkmalpflege zu tun als mit herrschaftlicher Besitzstandsmehrung. Es sollte denn auch noch ein volles Jahrhundert dauern, bis in Baden die erste staatliche Verordnung für bewegliche Kulturgüter erlassen wurde, die ausdrücklich auf deren Schutz abzielte: Am 12. August 1816 beschloss die Großherzogliche Ministerialkonferenz, dass Fundstücke römischen Ursprungs gegebenenfalls durch „Verbringung in die badische Altertumshalle vor dem gänzlichen Verderben“ bewahrt werden sollten.

Der Beginn der Erfassung von beweglichen Kulturgütern

In ebendiese Zeit der Romantik, in der man die eigene Geschichte wiederentdeckte, fallen auch die ersten Bemühungen, einen Überblick über deren überkommene Zeugnisse zu erhalten. Unter anderem zu diesem Zweck wurde mit königlicher Verfügung vom 28. November 1820 in Stuttgart das

„Statistische Bureau“ (seit 1821 „Statistisch-Topographisches Bureau“) gegründet, das seit 1824 ausführliche geschichtliche, statistische und topografische Beschreibungen der 64 Oberämter des Landes Württemberg herausgab. Am 24. November 1836 erhielt das „Statistisch-Topographische Bureau“ durch einen Erlass des Ministeriums des Inneren und der Finanzen den Auftrag, außerdem eine gesonderte Auflistung der „Denkmale des Al-



1 Die erste Aufstellung der württembergischen Kulturdenkmale aus den Jahren 1841/43.

terthums und der Kunst“ zu erstellen. Dabei sollten erfasst werden:

- „1. Bauwerke und Ueberreste derselben, 2. Gegenstände der Bildhauer- und Bildschnitzerkunst, 3. Gegenstände der Malerkunst“ (neben Wand- und Glasgemälden auch Ölgemälde), außerdem „4. rein geschichtliche Denkmale“ (neben Inschriften- und Grabsteinen auch Urkunden und andere Dokumente).

2 Fragebogen Konrad Dietrich Haßlers von 1859, hier für die Stadt Göppingen.

Drei von vier Kategorien in dieser ersten flächendeckenden Erfassung von württembergischen Denkmalen betreffen also auch bewegliche Kulturgüter. 1841 und nochmals 1843 wurde die an-

nähernd 250 Seiten zählende Auflistung schließlich unter Federführung des Oberbibliothekars Dr. Stälin veröffentlicht (Abb. 1).

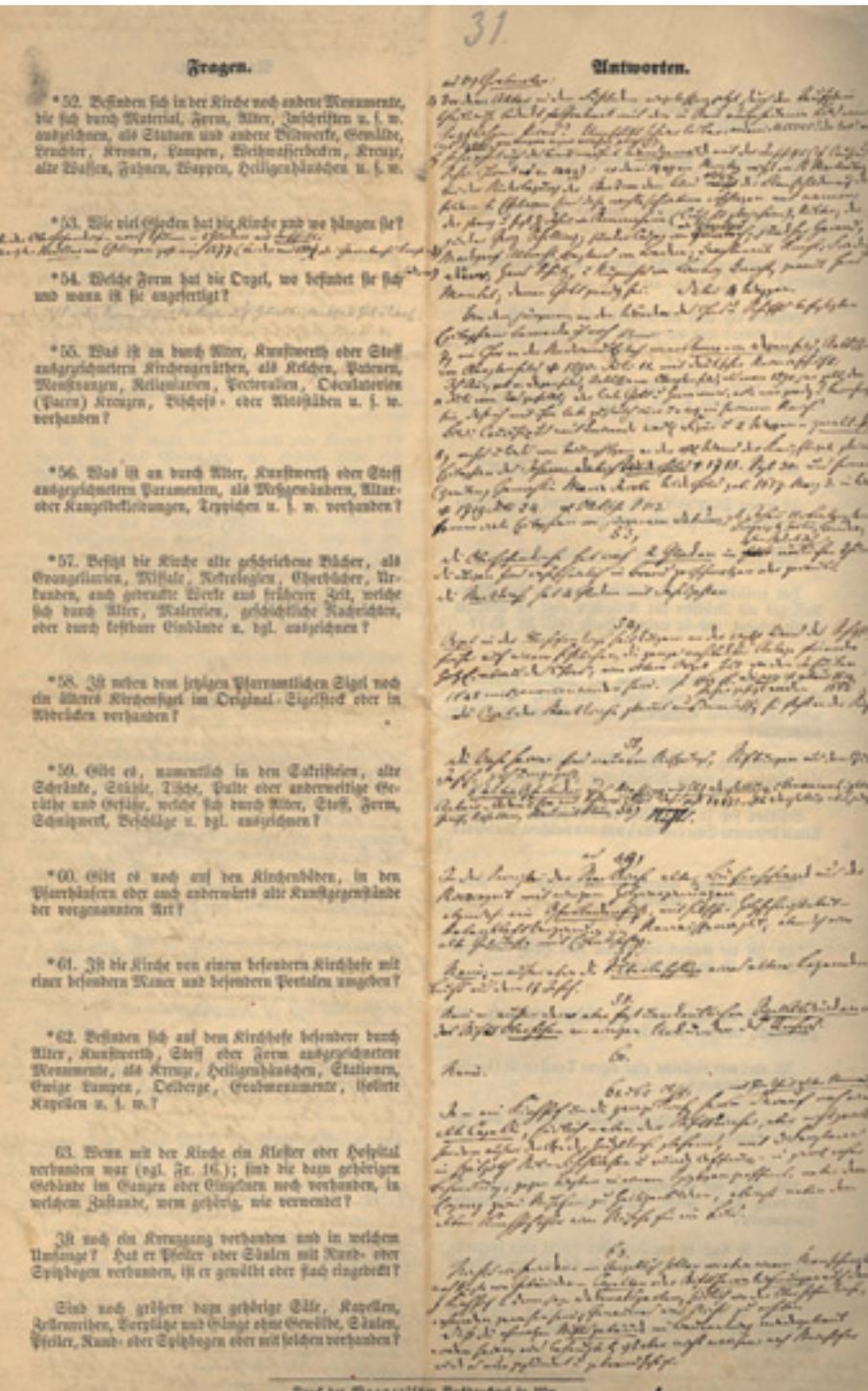
Bewegliche Kulturgüter und die Gründung der staatlichen Denkmalpflege

Auch in der im Folgenden einsetzenden Diskussion um die Einrichtung staatlicher Konservatorenämter spielten bewegliche Denkmale eine Rolle. So verfasste ein namentlich nicht genannter Referent des 1843 gegründeten württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins am 16. Juni 1856 eine Denkschrift über den „Entwurf einer Ministerialverfügung, betreffend die Staatsfürsorge für die Erhaltung der Denkmale der Kunst und Geschichte“. In dieser Schrift findet sich auch ein Vorschlag für die Gliederung des künftigen württembergischen Landeskonservatoriums, nämlich in folgende Abteilungen:

- „I. Abtheilung für Baudenkmalhale und plastische Werke des christlichen Mittelalters und des nächst daran sich anreihenden Zeitraums
- II. Abtheilung für Alterthümer aus der heidnischen Zeit
- III. Abtheilung für heimische Geschichts-Sagen und Sprach-Forschung, für Trachten und Gebräuche
- IV. Abtheilung für Malerei, Schwarzkunst, Noten, Waffen, Sigille, Schmuck und Geräthschaften aus der christlichen Zeit, soweit sie nicht mit Bauwerken zusammenhängen, wie Glocken, Chorstühle usw., in welchem Falle sie in die erste Abtheilung gehörten“

Skulpturen, Gemälde, Druckgrafiken, Waffen, Schmuck und sonstige Gerätschaften wurden demnach ebenso als Gegenstände der zu gründenden staatlichen Denkmalpflege Württembergs angesehen wie Gebäude und archäologische Zeugnisse. Bemerkenswert ist auch der Umstand, dass man damals bereits unterschied in bewegliche Gegenstände, die „mit Bauwerken zusammenhängen“, das heutige sogenannte „Zubehör“, und bewegliche Gegenstände, die für sich gesehen Denkmalwert haben, also die heutigen selbständigen „beweglichen Kulturdenkmale“.

Verschiedene Persönlichkeiten wurden nun für das Amt des Konservators vorgeschlagen. Der spätere Amtsinhaber Konrad Dietrich Haßler (1803–1873; Abb. 3) wurde dabei am 25. Januar 1858 vom Minister des Kirchen- und Schulwesens, Gustav Rümelin, ins Spiel gebracht. Zunächst stieß dieser Vorschlag bei König Wilhelm I. von Württemberg jedoch auf Widerstand, weil er sich einen „Bauverständigen“ wünschte und keinen bloßen „Alterthums-Liebhaber“. In einem Bericht vom 27. Februar 1858 trat Rümelin dann aber noch einmal





3 Konrad Dietrich Haßler, seit 1858 der erste württembergische Konservator der Kunst- und Altertumsdenkmale.

4 August von Bayer, seit 1853 der erste badische Konservator der Kunstdenkmale.

für Haßler ein: „Wenn ich mir erlauben darf, auf den Professor Haßler noch einmal zurückzukommen, so ist es allerdings ein Mangel, daß er nicht Bauverständiger ist, allein die Gegenstände der Tätigkeit des Conservators sind keineswegs bloß Baudenkmale, sondern ebenso die im Lande viel verbreiteten römischen und alemannischen Alterthümer sowie Werke der Malerei und Plastik“. Daraufhin gab der König nach und berief Haßler am 2. März 1858 zum „Conservator für die vaterländischen Kunst- und Alterthums-Denkmale“. Damit war eine Persönlichkeit zum ersten staatlichen Denkmalpfleger in Württemberg ernannt worden, die den Zeitgenossen eher als Experte für bewegliche Kulturgüter denn als solcher für Architektur galt.

Das breitgefächerte Interessenspektrum Haßlers spiegelt sich auch in den Fragebögen zum Denkmalbestand des Landes wider, die er ab März 1859 an sämtliche Orte in allen württembergischen Oberämtern und Kreisen verschickte (Abb. 2). 63 Fragen waren hier zu beantworten, unter anderem nach „Sammlungen von Gemälden, Bildwerken, Gefäßen, Möbeln, Waffen, Manuscripten, Autographen, gestochenen Kupfer- oder anderen Metallplatten, Kupferstichen, Holzstöcken, Holzschnitten, Teigdrucken, Handzeichnungen oder andern Alterthümern“ in Privatbesitz, weiter nach der Zahl der Gegenstände in diesen Sammlungen und nach den wichtigsten Stücken darin. Im Zusammenhang mit den örtlichen Kirchen, denen die meisten der Fragen gewidmet waren, interessierte sich Haßler außer für Glasgemälde, Altäre oder Gestühle auch für „Statuen und andere Bildwerke, Gemälde, Leuchter, Kronen, Lampen, Weihwasserbecken, Kreuze, alte Waffen, Fahnen, Wappen, Heiligenhäuschen usw.“ sowie für das, was an „Kirchengeräthen, als Kelchen, Patenen, Monstranzen, Reliquiarien, Pectoralien, Osculatorien

(Pacen) Kreuzen, Bischofs oder Abtsstäben u. s. w. vorhanden“ ist. Auch „alte geschriebene Bücher, als Evangeliarien, Missale, Nekrologien, Chorbücher, Urkunden, auch gedruckte Werke aus früherer Zeit, welche sich durch Alter, Malereien, geschichtliche Nachrichten, oder durch kostbare Einbände u. dgl. auszeichnen“, und schließlich „alte Schränke, Stühle, Tische, Pulte oder anderweitige Geräthe und Gefäße, welche sich durch Alter, Stoff, Form, Schnitzwerk, Beschläge u. dgl. auszeichnen“, wurden erfragt. Dabei ging es Haßler nicht nur um Gegenstände in den Kirchenräumen, sondern auch um solche „auf den Kirchendachböden, in den Pfarrhäusern oder auch anderwärts“, mithin um den gesamten Bestand an historisch oder künstlerisch relevanten beweglichen Gegenständen eines Ortes.

In Baden war die Einsetzung eines ersten staatlichen Konservators früher erfolgt als in Württemberg. Bereits 1851 hatte der Mitbegründer und Direktor des 1844 ins Leben gerufenen „Altertumsvereins für das Großherzogtum Baden“, August von Bayer (1803–1875; Abb. 4), beim Innenministerium angeregt, „für die Erhaltung des vaterländischen Alterthums [...] eine besondere Staatsstelle“ einzurichten. Der seit 1852 die Geschicke des Landes führende Regent Friedrich I. lehnte zunächst zwar ab, nach einem erneuten Vorstoß des Geschichtsvereins wurde von Bayer mit Erlass des großherzoglich badischen Staatsministeriums vom 3. März 1853 jedoch zum ersten badischen „Conservator der Kunstdenkmale“ berufen. August von Bayer hatte zunächst Architektur studiert, sich dann aber der Malerei zugewandt. 1852 wurde er schließlich zum großherzoglichen Hofmaler ernannt. Sicher war von Bayer noch eher ein Fachmann für Architektur als der studierte Theologe und Orientalist Haßler, ein reiner „Bauverständiger“ war er jedoch ebenfalls nicht.

5 Romanischer Kruzifixus in Unterriexingen, Abbildung im ersten württembergischen Inventarband aus dem Jahr 1889.

Bewegliche Kulturdenkmale in der Definition des Denkmalbegriffs

Dies legt auch ein Rundschreiben nahe, in dem von Bayer 1859 erklärte, was seiner Ansicht nach unter den Begriff des Denkmals falle, nämlich bei den Baudenkmalen „Kirchen, Burgen, Schlösser und Stadtbefestigungen“, und bei den Kunstdenkmälern

- „1. das ganze Gebiet alter und moderner Malerei in und an den Gebäuden des öffentlichen Gottesdienstes oder anderer öffentlicher Zwecke; endlich
2. alles aus dem Bereich der Sculptur in und an Kirchen, seien es Altäre, Kirchenstühle, Grabmonumente, oder nur vereinzelt Werke der Schnitzkunst früherer Zeiten
3. das ganze feste und bewegliche Eigentum der Kirche an Taufbecken, Weihkesseln, Monstranzen, Kelchen, Reliquienschreinen, Antiphonarien etc.“

Bewegliche Gegenstände sah von Bayer demnach im selben Maße als Denkmale an wie unbewegliche.

In Württemberg gab es zur Zeit Haßlers offenbar noch keine solche Denkmaldefinition. Die früheste datiert hier vom 22. Juni 1881, an dem das Ministerium des Inneren feststellte: „Was alte Gebäude, insbesondere Kirchen betrifft, so gehören denselben zu und sind als Denkmale zu beachten:

- geschnitzte oder bemalte Holzdecken, gemusterte Bodenbelege, Wand- und Gewölbe-Malereien
- alte Altäre aus Stein, Holz oder Stucco
- alte Chorstühle
- alte kunstvoll geschnitzte Orgeln und Orgel-Emporen
- Taufsteine, Grabsteine und Kirchengewänder
- Gemälde, Glasmalereien, einzelne Stein- und Holzfiguren
- First- und Friedhof-Kreuze, schmiedeeiserne Gitter“

Auch hier spielte es offenbar keine Rolle, ob ein Gegenstand beweglich oder unbeweglich war; vielmehr wurde die gesamte historische Ausstattung eines Gebäudes als zugehörig zum Denkmal angesehen.

Bewegliche Kulturdenkmale in den ersten Kunstdenkmäler-Inventaren

Die Ernennung von staatlichen Konservatoren in Baden und in Württemberg bedeutete nicht nur einen wesentlichen Fortschritt in den Bemühungen um die Erhaltung der Kulturdenkmale, sondern war auch Voraussetzung für die Erarbeitung



der ersten regelrechten Kunstdenkmäler-Inventare dieser beiden Länder. Auch hier war Baden wieder etwas schneller: 1887 erschien der erste badische Band, 1889 der erste württembergische. Die beiden Bände wurden von der zeitgenössischen Kritik vollkommen unterschiedlich beurteilt, gemeinsam war beiden Bänden jedoch, dass sie wie selbstverständlich auch bewegliche Kulturdenkmale behandelten.

So finden sich im württembergischen Band, der dem damaligen Neckarkreis gewidmet und von Eduard Paulus d. J. (1837–1907) erarbeitet worden war, immer wieder Erwähnungen von beweglichen Gemälden und Skulpturen, aber auch von Gegenständen des Kunsthandwerks. Unter den wenigen im Band abgedruckten Fotografien überwiegen sogar solche von beweglichen Objekten wie zum Beispiel des romanischen Kruzifixes von Unterriexingen (Abb. 5) oder zweier Ludwigsburger Porzellanfiguren eines Fischers und einer Fischerin (Abb. 6) in der Königlichen Staatssammlung in Stuttgart.

Noch ausführlicher ging der badische Band zum Kreis Konstanz auf die beweglichen Sachen ein. Auch hier wurden sogar Museumsexponate abgebildet, wie etwa das vormalig im Schloss Hegne befindlich gewesene Trinitätsrelief von Hans Morinck (Abb. 8) in den Großherzoglichen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde, dem heutigen Badischen Landesmuseum. Besonderen Raum nahm vor allem aber die bewegliche Kirchenkunst ein. So wurden zum Beispiel die Gegenstände in der Schatzkammer des Münsters von Reichenau-Mittelzell auf fünf Seiten eingehend beschrieben und mit zwei Abbildungen (Abb. 7) gewürdigt,



6 Ludwigsburger Porzellanfigur einer Fischerin im heutigen Landesmuseum Württemberg, Abbildung im ersten württembergischen Inventarband von 1889.



7 Elfenbeinpyxis in der Schatzkammer des Münsters von Reichenau-Mittelzell, Abbildung im ersten badischen Inventarband von 1887.

Fig. 90. Reichenau. Mittelzell. Elfenbeinpyxis.

8 Relief von Hans Morinck im heutigen Badischen Landesmuseum, Abbildung im ersten badischen Inventarband von 1887.

während der Schatzkammer des Konstanzer Münsters sogar 17 Seiten gewidmet wurden. Dies war nur möglich, weil der „Großherzogliche Konservator der kirchlichen Alterthümer“, Franz Xaver Kraus (1840–1901), 1882 umfangreiche Fragebögen an die Pfarrämter verschickt hatte, welche vor allem auf die Ausstattung abzielten. Von fünf Fragen zur Kirche betraf zwar nur eine die Ausstattung. Diese Frage gliederte sich jedoch in insgesamt 42 Unterpunkte, von denen die weitaus meisten beweglichen Gegenständen galten, insbesondere natürlich Objekten des Kunsthandwerks wie zum Beispiel Kelche, Leuchter, Monstranzen, Paramente, Reliquiarien etc. Im Fragebogen des badischen „Konservators der weltlichen Alterthümer“ Ernst Hermann Wagner (1832–1920) wurden bewegliche Denkmale allerdings weniger breit berücksichtigt. Insbesondere interessierte man sich hier für „Mobilien und Geräte, soweit es ursprünglich zu betr. Gebäuden gehört, als Tische, Bänke, Schränke, Bettladen, Truhen etc.“ Gefragt wurde also nur nach typischem Zubehör, nicht jedoch nach selbständigen beweglichen Denkmalen.

Bewegliche Kulturdenkmale in den ersten Denkmalschutzgesetzen

Der nächste Entwicklungsschritt in der Geschichte des badischen und des württembergischen Denkmalschutzes waren sicherlich die Bemühungen um den Erlass der ersten Denkmalschutzgesetze. In Baden setzten diese wiederum früher ein als in Württemberg; bereits aus dem Jahr 1883 datiert hier ein erster Entwurf zu einem Denkmalschutzgesetz. In Paragraph 1 heißt es dort zum Gegenstand der



9 *Das erste Verzeichnis der beweglichen Kulturdenkmale in Württemberg aus dem Jahr 1920.*

Denkmalpflege: „Alle unbeweglichen und beweglichen Gegenstände, welche aus einer abgelaufenen Kulturperiode herkommen [...]“ Umgesetzt wurde der Entwurf allerdings nicht. Die erste denkmalschützende gesetzliche Vorschrift in Baden wurde schließlich 1907 die badische Bauordnung, durch die historische Gebäude einem staatlichen Schutz unterstellt wurden. Eine Entsprechung für die beweglichen Kulturdenkmale gab es zunächst nicht. Erst das badische Denkmalschutzgesetz vom 12. Juli 1949 berücksichtigte gleichermaßen bewegliche wie unbewegliche Kulturdenkmale – erstere allerdings nur, wenn sie im öffentlichen Eigentum bzw. „im Blickfeld der Öffentlichkeit“ standen.

Im Württemberg dagegen wurden bereits durch den Artikel 117 der Gemeindeverordnung vom 28. Juli 1906 den Gemeinden beschränkende Vorschriften nicht nur für Bauwerke, sondern auch für „Werke der Bildhauerei, der Malerei oder des Kunstgewerbes“ auferlegt, die „nur nach vorgängiger rechtzeitiger Benachrichtigung des Konservatoriums vaterländischer Kunst und Altertumsdenkmäler veräußert, beseitigt, ausgebessert oder sonst verändert werden“ durften.

Am 14. März 1914 wurde in Württemberg dann ein Gesetz „betreffend den vorläufigen Schutz von Denkmälern im Eigentum bürgerlicher und kirchlicher Gemeinden sowie öffentlicher Stiftungen“ erlassen (Regierungsblatt Nr. 7 vom 14. 3. 1914, S. 45f), das sogar ausschließlich bewegliche Denkmale betraf – freilich nicht, weil man nur diese als schützenswert angesehen hätte, sondern weil der Schutz von Baudenkmalen bereits in der am 28. Juli 1910 erlassenen Bauordnung geregelt war und weil man bis zum Erlass eines allgemeinen Denkmalschutzgesetzes dem Handel mit beweglichen Kulturdenkmälern einen Riegel verschieben wollte. Dennoch ist der Umstand bemerkenswert, dass man die beweglichen Kulturdenkmale offenbar als so wichtig empfand, dass man für sie sogar ein eigenes – wenn auch nur provisorisches – Denkmalschutzgesetz konzipierte.

Am 25. Mai 1920 wurde die Geltung dieses Gesetzes durch eine Verfügung des Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens dann auch auf bewegliche Denkmäler in privatem Eigentum ausgedehnt (Regierungsblatt Nr. 24 vom 29. 5. 1920, S. 318). Für bewegliche Kulturdenkmale im Eigentum von Vereinen sowie für solche Gegenstände in privatem Eigentum sollte nun jeweils ein Verzeichnis angelegt werden. Das letztere, bis heute gültige Verzeichnis (Abb. 9) wurde dann im Wesentlichen noch im Jahr 1920 erstellt, aber vereinzelt noch bis 1938 ergänzt.

Diese älteren gesetzlichen Regelungen in Baden und Württemberg wurden schließlich abgelöst durch das heutige Gesetz zum Schutz der Kultur-



denkmale vom 25. Mai 1971, das sowohl selbständige bewegliche Sachen schützt als auch solche, die mit einem Kulturdenkmal eine Einheit von Denkmalwert bilden, also das sogenannte Zubehör.

Bewegliche Kulturdenkmale – ein lange Zeit vernachlässigter Gegenstand der Bau- und Kunstdenkmalpflege

Mit den Gesetzen von 1914 und 1920 wurden die Erfassung und der Schutz der beweglichen Kulturdenkmale im späteren Land Baden-Württemberg endgültig institutionalisiert. Gleichwohl wurde den beweglichen Denkmälern in der Folgezeit oft nur wenig Aufmerksamkeit von der staatlichen Bau- und Kunstdenkmalpflege entgegengebracht. Dies lag jedoch sicher nicht daran, dass ihnen keine Bedeutung mehr zugemessen worden wäre. Hier sind andere Gründe zu vermuten. Insbesondere dürfte die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzende Etablierung von Museen, aber auch von Bibliotheken und Archiven, dazu geführt haben, dass die staatliche Denkmalpflege den Schutz beweglicher Kulturgüter zu einem guten Teil in die Hände dieser Institutionen gab. Dies war eigentlich auch so beabsichtigt, denn die Bewahrung heimatlos gewordener beweglicher Denkmale war eine wesentliche Motivation für die Gründung staatlicher Museen gewesen. So hatte Konrad Dietrich Haßler bereits in seinem ersten Jahresbericht die Einrichtung einer Sammlung zum Schutz gefährdeter beweglicher

Denkmäler gefordert, woraufhin 1862 die „Staatsammlung für vaterländische Kunst- und Altertumsdenkmale“, das heutige Landesmuseum Württemberg, gegründet wurde. Ab 1867 war Haßler dann auch in Personalunion Landeskonservator und Vorstand der Altertümersammlung, ebenso wie später sein Nachfolger Eduard Paulus d. J. Damals hat man offenbar aber nicht geahnt, dass die Museen sich nicht auf Dauer mit der ihnen von der Denkmalpflege zugedachten Rolle als Zufluchtsstätten für gefährdete oder heimatlos gewordene Kulturgüter zufrieden geben würden. Vielmehr wollten sie ihre Sammlungen schon bald auch aktiv erweitern und nahmen dabei in Kauf, dass bewegliche Denkmale aus ihrem historischen Kontext herausgelöst wurden – ein Umstand, den Georg Dehio bereits 1911 in seiner Rede „Denkmalpflege und Museen“ auf dem Tag für Denkmalpflege in Salzburg anprangerte.

Ein weiterer Grund, weshalb sich die Bau- und Kunstdenkmalpflege nach dem Ersten Weltkrieg zunehmend weniger für die beweglichen Denkmale zuständig fühlte, scheint merkwürdigerweise die Etablierung des Kulturgutschutzes zu sein. Nach der Gründung des deutschen Nationalstaats und natürlich auch durch die Bedrohungen des Ersten Weltkriegs hatte man allmählich erkannt, dass es Kulturgüter gibt, die in besonderem Maße für die nationale Identität wichtig sind und die Deutschland deshalb auf keinen Fall verlassen sollten. Zu diesem Zweck wurde 1919 das erste deutsche Kulturgutschutzgesetz erlassen. Zwar war dieses Reichsgesetz durch seine strikte Beschränkung auf den Schutz vor Abwanderung in das Ausland so abgefasst, dass es keinen Eingriff in die Gesetzgebungskompetenz der Länder hinsichtlich des Denkmalschutzes darstellte. Auch bezog es sich ausdrücklich nur auf das sogenannte Nationale Kulturgut und damit nur auf relativ wenige, besonders bedeutende Gegenstände. Aber dennoch scheint es dazu geführt zu haben, dass sich die Denkmalschutzbehörden der Länder nun ein weiteres Stück weniger für bewegliche Objekte zuständig fühlten. Auffällig ist jedenfalls, dass die vor dem Ersten Weltkrieg verabschiedeten deutschen Denkmalschutzgesetze in aller Regel bewegliche Kulturdenkmale gleich behandeln wie die unbeweglichen, während die nach 1919 erlassenen Denkmalschutzgesetze beweglichen Kulturdenkmalen in den meisten Fällen nur noch einen geringeren Schutz boten.

Und nicht zuletzt dürfte natürlich auch der permanente Handlungsdruck beim Schutz von Bau- und Kunstdenkmälern dazu beigetragen haben, dass die beweglichen Denkmale im Laufe der Zeit fast vollkommen aus dem Fokus der Bau- und Kunstdenkmalpflege gerieten. Zwar brachten die seit den 1970er Jahren vermehrt erlassenen Denkmalschutzgesetze in den deutschen Bundesländern, die ohne Ausnahme auch bewegliche Denkmale schützen, diesen Arbeitsbereich vorübergehend wieder in Erinnerung. So wurden in Baden-Württemberg unmittelbar nach Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes von 1971 in der Bau- und Kunstdenkmalpflege erneut einige bewegliche Kulturdenkmale erfasst. Schon bald gerieten diese jedoch abermals in weitgehende Vergessenheit. Erst 1995 wurde mit der Einrichtung einer auf fünf Jahre angelegten Projektstelle für die Inventarisierung der beweglichen Kulturdenkmale und des Zubehörs, die 2002 schließlich in eine feste Referentenstelle mündete, die personelle Voraussetzung geschaffen, sich wieder in der gebotenen Intensität um die Erfassung der beweglichen Kulturgüter, einem angestammten Gegenstand der staatlichen Denkmalpflege, bemühen zu können.

Literatur

Günter Hans: Denkmalschutz in Baden im 19. und 20. Jahrhundert. Diss. Freiburg 1985.

Wolfgang Stopfel: Das Amt des Konservators der kirchlichen Denkmäler in Baden, in: Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes, April-Juni 1983, S. 105–108.

Hubert Krins: Die Gründung der staatlichen Denkmalpflege in Baden und Württemberg, in: Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes, April-Juni 1983, S. 34–42.

Richard Strobel: Denkmalverzeichnis und Inventarisierung in Baden-Württemberg, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte, Bd. 39, 1980, S. 220–279.

Georg Himmelheber: Staatliche Denkmalpflege in Württemberg 1858–1958, in: Staatliche Denkmalpflege in Württemberg 1858–1958, Stuttgart/Tübingen 1960, S. 9–24.

Dr. Dieter Büchner

*Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen*



Der Denkmalpfleger als Architekt

Das Wohnhaus Franz-Bläsi-Straße 18 in Bruchsal von Fritz Hirsch

Der Name Fritz Hirsch ist im Südwesten um 1900 fest verbunden mit Restaurierungen bedeutender Schlösser wie Schloss Bruchsal, Schloss und Schlossgarten Schwetzingen oder auch Schloss Rastatt. Hier setzte Hirsch Maßstäbe, die wegweisend waren für die moderne Denkmalpflege. Seine umfangreichen baugeschichtlichen Abhandlungen insbesondere über Konstanz, Bruchsal und Karlsruhe sind ebenfalls von hoher Relevanz, während seine eigenen architektonischen Entwürfe stets als unerheblich eingestuft werden. Im Zuge einer Fenstersanierung ergab sich nun die Gelegenheit, eine Villa, die Hirsch 1905 in Bruchsal errichtete, genauer zu betrachten und ihm als Architekten und als Denkmalpfleger über die Schulter zu schauen. Dabei ließen sich erstaunliche Parallelen erkennen.

Ruth Cypionka

Das Wohnhaus in der Franz-Bläsi-Straße 18 fällt auf zwischen den ebenfalls stattlichen Einzelvillen in unmittelbarer Nähe des Schlossgartens Bruchsal (Abb. 1). Eine Fassadenmalerei ziert den prägnanten Volutengiebel, der von zwei schiefergedeckten Rundtürmen eingefasst wird. Im Erdgeschoss verbindet eine vorgelagerte überdachte Loggia die Türme miteinander. Seitlich stülpt sich das ellipsenförmige Treppenhaus risalitartig nach außen und wird bis über das Dach geführt.

Der Bauauftrag am Stammtisch

Will man einer Anekdote Glauben schenken, so verdankt die Villa ihre Entstehung einer Laune. Fritz Hirsch, eher bekannt durch seine Tätigkeiten als Denkmalpfleger denn als Architekt, soll bei einer feucht-fröhlichen Zusammenkunft in seinem Bruchsaler Stammcafé Bellosa zum Entwurf dieser Villa animiert worden sein: Man zweifle an seinen architektonischen Fähigkeiten, derer er sich brüste und wolle nicht nur Restaurierungen von Denkmälern sehen, sondern auch einmal einen eigenen Entwurf. Hirsch ließ sich gerne provozieren und verkündete, sobald ein Bauherr sich fände, würde er sein Können unter Beweis stellen. Schnell war der jüdische Hopfenhändler und Mälzer Max Strauß zur Stelle, damals einer der wohlhabendsten Männer in Bruchsal, und beauftragte Hirsch mit dem Entwurf für eine Villa. Zudem erklärte sich der Bruchsaler Bauunternehmer Schmitt dazu bereit, das Haus in der früheren Schillerstraße zu bauen.

Fritz Hirsch als Denkmalpfleger

Fritz Hirsch, der Architektur und Kunstgeschichte in Karlsruhe, dort unter anderem bei Josef Durm, und in München studiert hatte, führte am Beginn seiner Laufbahn von 1904 bis 1909 in seiner Funktion als Leiter des Bezirksbauamts Bruchsal die Restaurierung des dortigen Schlosses durch. Zuvor setzte er sich intensiv mit dem Schloss Bruchsal und seiner Baugeschichte auseinander. Er arbeitete das gesamte Akten- und Planmaterial durch und er fertigte vom gesamten Schloss und allen wichtigen Details großformatige Fotoaufnahmen mit einer Plattenkamera an. Außerdem wertete er das gesamte vorhandene Schriftgut (Bauakten und Briefverkehr) aus und stellte in Auszügen alle für die laufenden Restaurierungsmaßnahmen relevanten Aussagen zusammen. Mit diesem intensiven Quellenstudium und der exakten Dokumentation des Bestandes als Voraussetzung für die Restaurierungsarbeiten setzte er neue und im Grunde bis heute gültige Maßstäbe für denkmalpflegerisches Handeln. Seine Restaurierung war nicht geleitet von romantisierenden Vorstellungen und frei erfundenen Ergänzungen, sondern orientierte sich am geschichtlich gewachsenen Bestand des Objekts. Mit diesem Ansatz begann die staatliche wissenschaftliche Denkmalpflege, die Fritz Hirsch in Bruchsal als junger Bauinspektor selber begründete und später in seiner Funktion als Leiter der Hochbauverwaltung weiterführte. In der um 1900 aufflammenden Debatte über den Umgang mit dem Heidelberger Schloss, die in der

Forderung nach „Konservieren nicht Restaurieren“ mündete und so einen Wendepunkt in der Denkmalpflege bedeutete, war Hirsch mit Sicherheit beteiligt. Seine Anwesenheit auf dem „Tag der Denkmalpflege“ 1905 in Bamberg ist belegt, somit auch seine Bekanntschaft mit dem Kunsthistoriker Georg Dehio, der prägend für die moderne Denkmalpflege war. Die Rolle von Fritz Hirsch in dieser Debatte, die Bedeutung seiner Schriften, seines denkmalpflegerischen Handelns und seiner architektonischen Entwürfe steht noch zur Erforschung aus und wäre ein lohnendes Thema für eine Arbeit größeren Umfangs.

Fritz Hirsch entstammte einer jüdischen Familie, die sich schon früh vom Judentum gelöst hatte. 1933 entzog ihm die Karlsruher Hochschule vordergründig „aus Ersparnisgründen“ den Lehrauftrag, den er seit 1920 innehatte, und Hirsch zog sich nach Baden-Baden zurück, wo er 1938 im Alter von 67 Jahren starb. Hirsch sah sich gegen Ende seiner Laufbahn vermehrt fachlichen Anfeindungen ausgesetzt, die bereits vor 1933 einen antisemitischen Unterton aufwiesen und die sich gegen einige seiner denkmalpflegerischen Entscheidungen richteten, die er in seiner monopolistischen Stellung im Finanzministerium getroffen hatte. Die Aufarbeitung dieses Lebensabschnitts von Hirsch ist ebenfalls ein Desiderat.

Seine Recherchen und Dokumentationen zum Schloss Bruchsal sind bis heute von unschätzbarem Wert und dienten nach der Zerstörung des Schlosses im Zweiten Weltkrieg als Grundlage, den Wiederaufbau des Schlosses im Sinne des Originals durchführen zu können.

Das Bruchsaler Schloss als Vorbild

Die intensive Auseinandersetzung mit dem Schloss Bruchsal inspirierte Hirsch ganz offensichtlich beim Entwurf der Villa. Nicht nur die Fassadenmalerei rekurriert auf barocke Fresken im Schloss; noch auffälliger ist die Anspielung auf das 1731 von Balthasar Neumann geschaffene Treppenhaus im Schloss, laut Georg Dehio „die Krone aller Treppenhäuser“.

Bei der Gestaltung des Volutengiebels hat sich Hirsch möglicherweise vom damals noch erhaltenen Rathaus von Bruchsal anregen lassen. Das Rathaus wurde 1715 fertiggestellt und war damals eines der wenigen, wenn nicht das einzige Gebäude in Bruchsal mit diesem Motiv. Will man noch ein mögliches Vorbild suchen für die Fassade mit den beiden vorspringenden Außentürmen, so könnte Hirsch das Bruchsaler Belvedere im Sinn gehabt haben. Das 1756 gebaute Schieß- und Lusthaus wurde im Auftrag von Franz Christoph von Hutten durch den Baumeister Leonhard Stahl errichtet. Beide sind im Fassadenfresko dargestellt. Damit

hätte Hirsch sich neben Schloss und Rathaus auf ein weiteres prominentes barockes Gebäude aus Bruchsal als Vorbild für die Villa bezogen.

Die Fassadenmalerei

Die Fassadenmalerei (Abb. 2) auf dem Volutengiebel zitiert Kompositionen und Figuren aus dem opulenten Fresko des Kuppelsaals über dem Treppenhaus im Schloss, das von Johann Zick 1752 geschaffen wurde. Aus der mit üppiger Personage entwickelten Geschichte des Hochstifts Speyer mit Kurfürst Damian von Schönborn und Fürstbischof Franz Christoph von Hutten als Hauptpersonen im Schloss wird auf der Fassade in der Franz-Bläsi-

1 Die Ansicht der Villa mit Ecktürmen, Loggia und der Fassadenmalerei.





2 Die Fassadenmalerei mit Szenen aus der Bruchsaler Stadtgeschichte.

Straße die Szene des Schlossbaus übernommen. Auf der linken Fassadenseite ist der Moment kurz vor der Vertragszeichnung für den Schlossbau dargestellt. Kurfürst Damian von Schönborn wird die Feder zur Unterschrift gereicht, während eine männliche Figur, die möglicherweise den Baumeister Leonhard Stahl darstellt, ihm einen Plan mit der Schlossfassade präsentiert. Der Vertrag liegt auf einem Wappenstein, der das Wappen von Schönborns Nachfolger von Hutten zeigt. Die Darstellung von Kurfürst Damian von Schönborn ist eine exakte Kopie aus dem barocken Fresko, ebenso wie die beiden kleinen Figuren unterhalb des Fensters, die mit einem Lot und Zirkel als den Symbolen für Architektur ausgestattet sind (Abb. 4).

Zur Rechten lehnt sich eine männliche Figur, wahrscheinlich der Architekt Johann Georg Stahl, der Vater von Leonhard Stahl, auf den Grundrissplan des Schlosses, der von einer Rückenfigur gehalten wird. Rechts davon steht Baumeister Rohrer auf einen rechten Winkel gestützt, der in dieser Haltung ebenfalls im Fresko zu finden ist. Eine Frauenfigur, die in der Vorlage als Personifizierung des Salinenwesens zu erkennen ist, bereichert die Szene. Das Bruchsaler Salzwerk war unter von Hutten errichtet worden. Der Architekt Balthasar Neumann ist erstaunlicherweise nicht auf der Fassade zu finden.

Zwei auf Wolken stehende Atlanten im oberen Giebel öffnen den Vorhang zur darunterliegenden Szene. Die verputzten Zwickelflächen sind mit barockem Bandelwerk und Blattgehängen gefüllt.

Mit der ein Fresko im Schloss zitierenden Darstellung des Schlossbaus in Bruchsal wird nicht nur in doppelter Hinsicht ein Stück Stadtgeschichte auf die Fassade gebannt. Fritz Hirsch feiert die Architektur des 18. Jahrhunderts und damit auch sich selbst, da er sich mit seinen Zitaten in deren Tradition stellt.

Es ist zu vermuten, dass das Fresko 1905 von dem Maler ausgeführt wurde, der ab 1901 mit den restauratorischen Arbeiten am Schloss beauftragt war: dem Münchener Kunstmaler Josef Marianus Kitschker. Dieser demonstrierte mit seinem Rückgriff auf das barocke Fresko und der differenzier-



3 Der Zustand der Fassadenmalerei vor der Rekonstruktion durch Klitschker.



ten Darstellung der Figuren in vielfältigen Haltungen seine künstlerischen Fähigkeiten. Möglicherweise waren neben Kitschker noch weitere Handwerker beim Bau der Villa beteiligt, die um 1900 an der Restaurierung des Schlosses mitgewirkt haben und mit denen Hirsch eng zusammenarbeitete, wie beispielsweise der Steinmetz und Bildhauer Heinrich Eehalt aus Straßburg. So könnte zumindest hier ihr Werk im Kleinen die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs überlebt haben. Leider lässt sich der Malstil und die Pinselführung Kitschkers heute nicht mehr nachvollziehen, weil das Fresko 1987 durch den Kunstmaler Franz Bannhäuser wohl vollständig erneuert wurde (Abb. 3). Fotos des Vorzustands von 1987 lassen erkennen, dass vor der Rekonstruktion teilweise nur noch Umriss der Szenen und Figuren erkennbar waren. Bannhäuser kopierte alle noch vorhandenen Fragmente auf Transparentpapier. Diese Kopien dienten dann wiederum als Vorlage für die Übertragung der Umrisslinien auf der Wand. Das Kuppelfresko mag Bannhäuser zusätzlich als Hilfe für die Rekonstruktion herangezogen haben. Er führte die Malerei wieder in Freskotechnik aus.

Die prachtvolle Innenausstattung

Über den seitlichen Eingang wird der Besucher herrschaftlich empfangen, zunächst in einem Entree, dessen Sandsteinbrunnen mit Löwenkopf und Blattgehängen reich verziert ist (Abb. 5). Auf ellipsenförmigem Grundriss erhebt sich sodann der

Treppenlauf, der von einem aufwendigem Ziergelenänder, das in fast gleicher Ausführung auch im Schloss zu finden ist, begleitet wird (Abb. 6). Durch das geradezu spektakuläre rocailleförmige Treppenauge erblickt er an der Decke ein Fresko, das ein geflügeltes Wesen mit Blumengirlanden in ausladender Pose darstellt (Abb. 7). Diese Deckenmalerei wie auch die in den Vestibüls im Erdgeschoss und ersten Obergeschoss ist noch zu untersuchen. Eine Urheberschaft Kitschkers ist zumindest nicht ausgeschlossen. Die Ähnlichkeit mit puttenreichen Szenen der Wandmalereien im Schloss ist jedenfalls auffällig.

4 Ausschnitt aus dem bemalten Kuppelsaal im Schloss: Kurfürst Damian von Schönborn und die beiden Figuren links unten dienten als direktes Vorbild für die Fassadenmalerei der Villa.

5 Blick in das reich verzierte Entree des Treppenhauses: Sandsteinbrunnen mit Löwenkopf und Blattgehängen.



6 Blick durch das rocailleförmige Treppenauge mit eisernem Ziergeländer.

7 Deckengemälde im Treppenhaus: Geflügeltes Wesen mit Blumengirlanden.



Rechte Seite

8 Wohnraum mit hochwertiger Ausstattung: Parkettboden, marmorierte Holzvertäfelung, Stuckdecken und originalen Fenstern.

9 Das Speisezimmer mit Holzvertäfelung über der ehemaligen Küche im Kellergeschoss.

10 Der originale Fensterverschluss von 1905.

Dass Hirsch mit seinem Treppenhaus auf das 1731 von Balthasar Neumann geschaffene Treppenhaus im Schloss anspielen wollte, ist nur allzu offensichtlich. Nicht nur der ellipsenförmige Grundriss, auch das mit verzierten Okkuli versehene Entree und der ungewöhnliche Treppenlauf sind sicherlich von Balthasar Neumanns Anlage beeinflusst. Vom feudalen Treppenhaus gelangt man im Erdgeschoss in ein ebenfalls ellipsenförmiges, nicht minder vornehmes Vestibül, das als Verteiler für die angrenzenden Räume dient. Auch hier springt die Ähnlichkeit der Raumform mit der Entrada im Schloss ins Auge. Oberhalb der dunklen Kassetentüren erwecken rundbogige Einschnitte in der

Voute den Anschein eines gewölbten Raumes, welcher durch das auch hier vorkommende Deckengemälde noch verstärkt wird: Ein Reigen musizierender Putti schwebt über dem mit Ornamentfries verzierten Terrazzoboden. Dieser weist mit einem quer durch den Raum führenden Riss ein Zeugnis vom 1. März 1945 auf, dem Tag, als Bruchsal in mehreren Bombenangriffen fast vollständig zerstört wurde.

Die vom Vestibül abgehenden stattlichen Wohnräume sind geprägt durch variantenreich gestaltete, hochwertige Parkettböden, Stuckdecken und hölzerne Lamieren, die mit den gleichen Dekorformen versehen sind wie die Türen: vierpassfö-

mige Spiegel, die mit dezenten C-Schwüngen ins Rokoko weisen (Abb. 8). Die mit einer edlen Holzoberfläche gefassten Spiegelflächen weisen noch den originalen Zustand aus der Bauzeit von 1905 auf. Ein Zimmer im Erdgeschoss fällt durch seine halbhohe dunkle Holzvertäfelung an den Wänden auf. Es handelt sich um das ehemalige Speisezimmer, das über einen Aufzug direkt mit der im Kellergeschoss liegenden Küche verbunden ist (Abb. 9). Eine Küche gab und gibt es bis heute im Erdgeschoss nicht. Die Speisen wurden vom Personal in der Küche im Keller zubereitet. Wie in den Bädern und Toiletten haben sich auch in der Küche im Kellergeschoss noch die bauzeitlichen Fliesen erhalten: weiße Kacheln mit olivgrünem bzw. blauem Band und oberer Abschlusskante (Abb. 11).

Die Sanierung der Fenster

In allen Fensteröffnungen sind die originalen Fensterverschlüsse von 1905 erhalten (Abb. 11). Die vierflügeligen Fenster mit kreuzförmiger Sprossenteilung im Oberlicht werden in den unteren großen Flügeln mit dem für die Zeit typischen Baskuleverschluss verriegelt, während die kleinen Oberlichter mit Doppelreibern verschlossen werden. Die Beschläge sind fein ornamentiert und entsprechen den Formen des beginnenden Jugendstils (Abb. 10). Die Fenster wurden saniert und energetisch ertüchtigt, da ihre Einfachscheiben keinen ausreichenden Wärmeschutz aufwiesen. Der Einbau von Kastenfenstern hätte sich nur unter er-



heblicher Beeinträchtigung des Erscheinungsbildes der aufwendig gestalteten Innenräume realisieren lassen. Daher stimmte die Denkmalpflege im Rahmen der energetischen Sanierung ausnahmsweise dem Einbau einer Sonderisolierverglasung zu, der allerdings den Verlust der historischen Glasscheiben nach sich zog. Von außen betrachtet, ergibt sich keinerlei Veränderung, weil die Glasscheiben wieder mit Kitt eingebaut werden. Des Weiteren wurden die Fenster holztechnisch instand gesetzt und die Beschläge überarbeitet und wieder gangbar gemacht. Für die Instandsetzung und energetische Sanierung der Fenster wird sowohl ein Zu-

11 Die historische Küche im Kellergeschoss mit Terrazzo und Fliesen sowie Wasserbecken. Die Fliesen im oberen Wandbereich sind nachträglich hinzugefügt worden.





12 Die Griffolive zeigt Zierformen des Barock und Jugendstil.

schuss des Landesamts für Denkmalpflege als auch eine Förderung durch die Denkmalstiftung Baden-Württemberg gewährt.

Fritz Hirsch als Architekt

Was ist nun dran an der Stammtisch-Anekdote und konnte Hirsch mit dem Bau der Villa seine Herausforderer überzeugen? Das Wohnhaus ist ohne Zweifel außen und innen von außerordentlich repräsentativer Wirkung und künstlerisch hervorragend ausgestaltet. Hirsch zeigt sich als Connaissanceur von Barock- bzw. Rokoko-Architektur, insbesondere der des Bruchsaler Schlosses, an dem er sich ungehemmt mit einigen charakteristischen Zitate bedient, die er für seine Bauaufgabe – Wohnhaus für gehobenes Bürgertum – in entsprechend angepasster Form zusammenfügt. Die Darstellung des Schlossbaus im Fassadenfresko könnte nicht nur als Referenz an ein zentrales Ereignis aus der Stadtgeschichte und damit als ein in der Zeit übliches Motiv für Fassadenmalerei verstanden werden; hier kam Hirsch vermutlich sehr gelegen, dass er sich in die Tradition berühmter Barockbaumeister einreihen konnte. Ist doch überliefert, dass der Denkmalpfleger und Architekt als sehr ehrgeizig galt. Der Anachronismus in der Montage der Figuren war für ihn wohl kein Problem.

Es bleibt festzustellen, dass Hirsch mit seiner Villa keine wegweisende innovative Architektur entworfen hat. Er ist im Grunde der Devise, die ihn auch bei seinen Restaurierungen leitete, treu geblieben. Programmatisch geht es ihm um eine „Neuschöpfung im Sinne des Alten“. „Die glanzvolle Zeit Bruchsal ist dahin. Wir können nicht, wir wollen nicht das 18. Jahrhundert zurückrufen; das Milieu aber soll gebannt werden, in dem für den historisch fühlenden Menschen Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert Auferstehung feiern.“ – so Hirsch in „Das Bruchsaler Schloss im XX. Jahrhundert“. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts blickt er noch sehnsuchtsvoll auf das 18. Jahrhundert und seine Hinterlassenschaften zurück und schafft durch die Rezeption der barocken Bauformen eine Kontinuität, die in Bruchsal bis heute anhält.

So gesehen wäre die Stammtisch-Anekdote, wenn sie denn nicht wahr ist, zumindest gut erfunden. Hirsch hatte bereits 1901 in Heidelberg in der Kußmaulstraße eine Villa gebaut und damit einen Beleg für seine traditionelle, aber anspruchsvolle Bauweise geliefert. Fast zeitgleich mit der Bruchsaler Villa wurde in Gochsheim eine Schule von Fritz Hirsch erbaut, die ganz dem traditionellen Heimatstil verpflichtet ist und die seine Arbeitsweise wiederum deutlich werden lässt: Der Sandsteinbau mit Fachwerkgiebel gleicht sich dem benachbarten Schlossensemble zum Teil mit identischer Übernahme von Versatzstücken wie Fachwerkgiebel

und Volutengiebel an. Hier war laut Otto Warth 1911 die harmonische Einfügung in die unmittelbare das Ortsbild prägende Umgebung ausschlaggebend für den Entwurf.

Es bestätigt sich einmal mehr, worin die Hauptqualitäten seiner Arbeit lagen: Nicht im freien Entwurf oder in innovativen Einfällen, sondern in der Erfassung und Analyse des historischen Bestandes und nicht nur in diesem Fall auch in der eklektizistischen Zusammenfügung einzelner architektonischer Versatzstücke mit hohem repräsentativem Wert sowie in der harmonischen Einbindung in die jeweilige historische Umgebung.

Vor dem Hintergrund, dass in Bruchsal ca. 80 Prozent des gesamten Baubestands im Zweiten Weltkrieg zerstört oder schwer beschädigt wurden, kommt den erhaltenen Kulturdenkmälern aus der Vorkriegszeit wegen ihres Seltenheitswertes eine noch höhere Bedeutung zu. Und wenn es sich dann noch um Bauten handelt, die einschließlich ihrer gesamten Ausstattung fast unverändert bis heute überliefert sind, stellen sie für Bruchsal einen besonderen Glücksfall dar – so wie die Villa in der Franz-Bläsi-Straße.

Literatur

Traum und Wirklichkeit, Vergangenheit und Zukunft der Heidelberger Schlossruine, Begleitbuch zur Ausstellung im Heidelberger Schloss, 2005.

Kurt Lupp, Schloss Bruchsal, Bau, Zerstörung und Wiederaufbau, Heidelberg/Ubstadt Weiher/Basel 2003.

Wolfgang Stopfel, Geschichte der badischen Denkmalpflege und ihrer Dienststellen Karlsruhe, Straßburg und Freiburg, in: Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege 3/2003., Bd. 32., S. 202–210.

Claudia Dutzi: Denkmale in Bruchsal, in: Badische Heimat Heft 2, 2002 S. 297–310.

Bertold Moos: Eine Probearbeit des Kunstmalers Josef M. Kitschker? In: Badische Neuste Nachrichten, 11. 1. 1988, S. 7.

Otto Warth, Ländliche Schulhausbauten und verwandte Anlagen im Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1911.

Fritz Hirsch: Das Bruchsaler Schloss im XX. Jahrhundert, Heidelberg 1906.

Der Fall Hirsch und die Badische Denkmalpflege, hrsg. vom Landesbezirk Baden des Bundes Deutscher Architekten, o. J.

Ruth Cypionka

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Karlsruhe

Frei nach Thoreau – Hüttenleben im Walde

Das Schullandheim Mönchhof

*Bei den Wörtern Schullandheim, Jugendherberge oder Ferienlager werden in den meisten von uns Erinnerungen wach, und welcher Art auch immer diese sein mögen, die wenigsten davon haben wohl etwas mit Architektur zu tun. Tatsächlich scheinen diese „Bauten für die Jugend“, wie sie im Titel einer Publikation von 1972 genannt werden, eine ziemlich ins Vergessen geratene Gruppe von Sonderbauten zu verkörpern. Die Gründe dafür sind nicht klar. Vielleicht liegt es daran, dass sie – zumindest aus architekturhistorischer Sicht – im Schatten der reinen Bildungsbauten, der Schulen, stehen. Möglicherweise hat dieses „Schattendasein“ auch mit ihrer Lage – oftmals inmitten der Natur – zu tun. Dass hier durchaus Bauten von herausragender architektonischer Qualität geschaffen wurden, belegt als *pars pro toto* das Schullandheim Mönchhof im Welzheimer Wald, das von dem Architekturbüro Kammerer und Belz 1964 geplant und zwischen 1966/67 ausgeführt wurde. Im September 2020 wurde die im Besitz des Landkreises Rems-Murr befindliche Anlage als Kulturdenkmal ausgewiesen.*

Andreas Dubsloff

Historische Entwicklung der Bauaufgabe

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich in Abgrenzung zum zweckgebundenen, meist beruflichen Zwängen folgenden Wandern das sogenannte „freie“ Wandern. Mit der Gründung zahlreicher Vereine, wie etwa dem Wandervogel 1901, setzte eine Institutionalisierung des freien Wanderns ein.

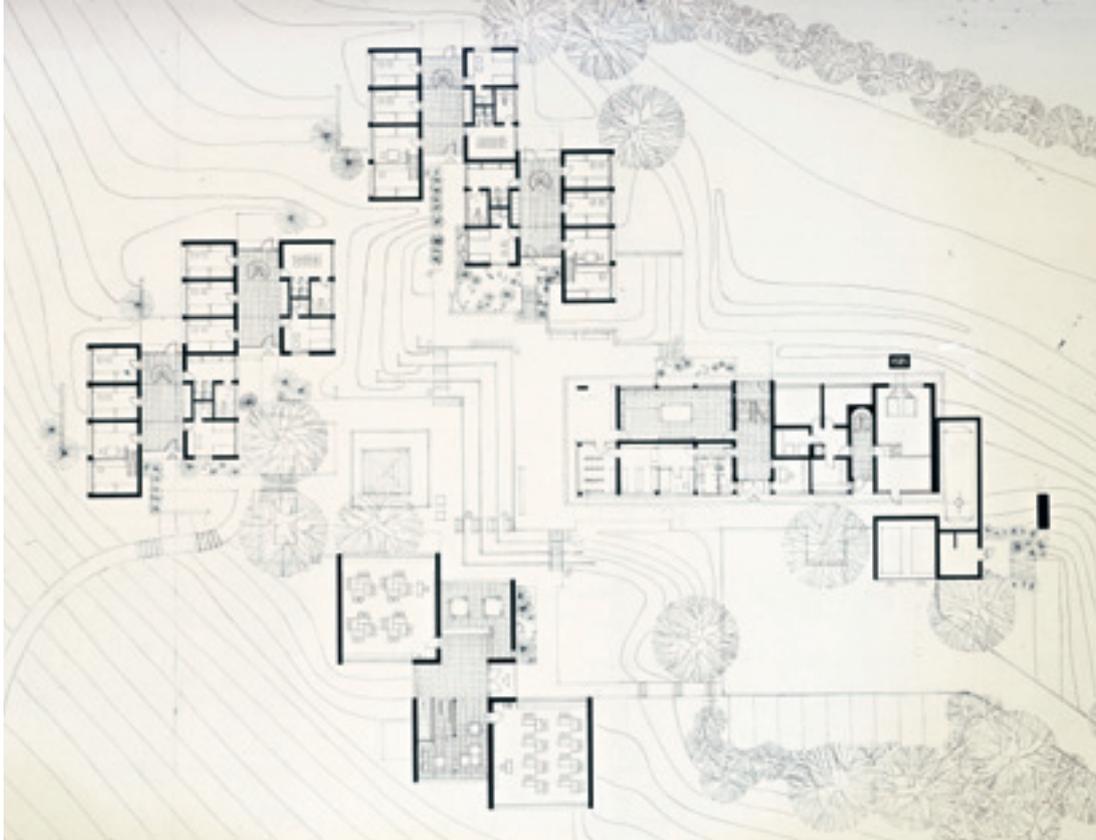
Diese Vereine waren Teil einer größeren Jugendbewegung, in der eine anfangs zumeist bürgerliche Jugend das Erlebnis in der Natur suchte. Hier gibt es deutliche Berührungspunkte mit der Reformpädagogik zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Das angestrebte Naturerlebnis, das durch das Wandern erfolgen sollte, setzte Unterkünfte für Übernachtungen voraus. Bereits seit der Jahrhundertwende gab es Herbergen speziell auch für junge Wanderer, also Schüler und Studenten. Die erste Jugendherberge nahm 1911 in Altena ihren Betrieb auf, das erste Schullandheim entstand 1913 in Hoisdorf. In den folgenden Jahren stiegen die Zahlen schnell an. 1928 gab es bereits 2200 Jugendherbergen und elf Jahre später 378 Schullandheime. Meist wurden bereits bestehende Bauten zu diesem Zweck umgenutzt, jedoch führte die starke Nachfrage nach Quartieren ab den 1930er Jahren auch zu ersten Neubauten. Vereinzelt gab es Versuche, sich dieser Bauaufgabe in moderner Architektursprache zuzuwenden. Davon zeugt der

Entwurf von Hermann Blomeier, einem Schüler von Mies van der Rohe, der 1932 den Entwurf einer Jugendherberge auf Wangerooge als Studienarbeit am Bauhaus einreichte (Abb. 1), ebenso wie ein Projekt für eine Wasserjugendherberge in Caputh, das im Büro von Mies van der Rohe entstand. Die Mehrzahl der neuen Bauten wurde jedoch – insbesondere nach der Machtergreifung und der damit einhergehenden Gleichschaltung durch die Nationalsozialisten – vornehmlich im Heimatstil unter Rückgriff auf territorial typische Bauformen errichtet. Von einer ideologisch unabhängigen Bauaufgabe konnte man zu jener Zeit nicht mehr sprechen.

Tendenzen nach dem Zweiten Weltkrieg

Ein Teil der in den 1950er Jahren in Deutschland errichteten Herbergen und Heime versuchte, eine bewusste Abkehr vom Heimatstil zu erreichen, was jedoch nur bedingt gelang. Ebenso zahlreich waren die Neubauten, die sich wenig bis gar nicht von jenen Heimbauten der 1930er Jahren unterschieden. Es wird deutlich, dass für diese Bauaufgabe noch ein zeitgemäßes, von Ideologie befreites Vorbild fehlte, wollte man eben nicht auf den Heimatstil zurückgreifen, was die jüngere Architektengeneration jedoch konsequent ablehnte. Gegen eine „Nachahmung bäuerlicher Gehöfte“ polemisierte Oskar Splett in seinem Werk „Ju-





3 Der Grundriss zu der ausgeführten Anlage zeigt die Gruppierung der Bauten um einen zentralen Bereich.

Allgäu von Werner Schneider und Wolf Zuleger (vor 1960).

Die räumlichen Anforderungen, von denen ausgehend die Bauaufgabe entwickelt werden musste, waren klar. Das Hauptaugenmerk lag auf den Übernachtungsmöglichkeiten für größere Gruppen, der Ausstattung mit Küche, Speisesaal und verschiedenen Gemeinschaftsräumen sowie auf den Freiflächen, die essenzieller Bestandteil der Anlagen waren. Da die Heime und Herbergen wie vor dem Krieg dazu dienen sollten, Kindern und Jugendlichen ein Erlebnis in der Natur zu bieten, blieb die Forderung nach einer Einbindung in die Landschaft bestehen. Neben Bauten, die eher an kompakte Hotels denn an Herbergen erinnerten, finden sich – besonders in den ländlichen Regionen – auch einige Beispiele, die aus niedrigen, maximal zweigeschossigen Gebäudegruppen bestanden. Oft existierte eine direkte Anbindung durch Gänge zu einem Haupthaus (etwa in Sargans 1955). Dabei waren die meisten Architekten darauf bedacht, ihrem Verständnis nach moderne Bauformen und Materialien zu wählen, etwa Stahlskelettkonstruktionen mit Glas und Flachdach (evangelisches Kinderdorf Müllheim, Baden, Schweiz 1967). Besonders beliebt waren sehr flach geneigte Dachformen. Eine wirkliche Einbindung in die Landschaft erfolgte meist nur in der Vorstellung der Architekten; die Gebäude blieben als deutliche Fremdkörper erkennbar.

Das Schullandheim Mönchhof

Völlig konträr zu den meisten zeitgenössischen Jugendbauten entwickelten Kammerer und Belz 1964 ihren Wettbewerbsentwurf für das Schul-

landheim Mönchhof (Abb. 2). Der Entwurf weist im Gegensatz zu den ausgeführten Bauten noch starke strukturalistische Tendenzen auf. Hier ist die Idee der sich wiederholenden Raumzelle deutlich ablesbar. Die einzelnen, in zwei Reihen sich gegenüberliegenden kleinen Bettenhäuser, die der Entwurf zeigt, bilden in den freien Zwischenräumen einen kleinen Hof.

Die Anlage, die schließlich ausgeführt wurde, bestand aus vier teils ineinander verschränkten Einzelbauten, die sich um einen quadratischen und abgesenkten zentralen Platz gruppieren (Abb. 3; 4). Die Kubatur der Bauten orientiert sich an der ländlichen Bauweise. Die Gebäude in leichter Hanglage am Waldrand passen sich der Topografie perfekt an. Deshalb erinnern die Bauten aus der Ferne auch an eine Hofanlage (Abb. 6). Auffälligstes Merkmal der Bauten sind die dunklen, tief nach unten gezogenen, mit Eternitschindeln gedeckten Satteldächer. Die beiden Unterkunfts Häuser zeigen je zwei versetzte und ineinandergreifende Satteldächer, bei dem Schulhaus sind es drei. Die Gebäude sind in Ziegel bzw. Beton ausgeführt. Die großzügig durchfensterten Giebelseiten tragen wesentlich zur Beleuchtung der Schlafräume bei (Abb. 7).

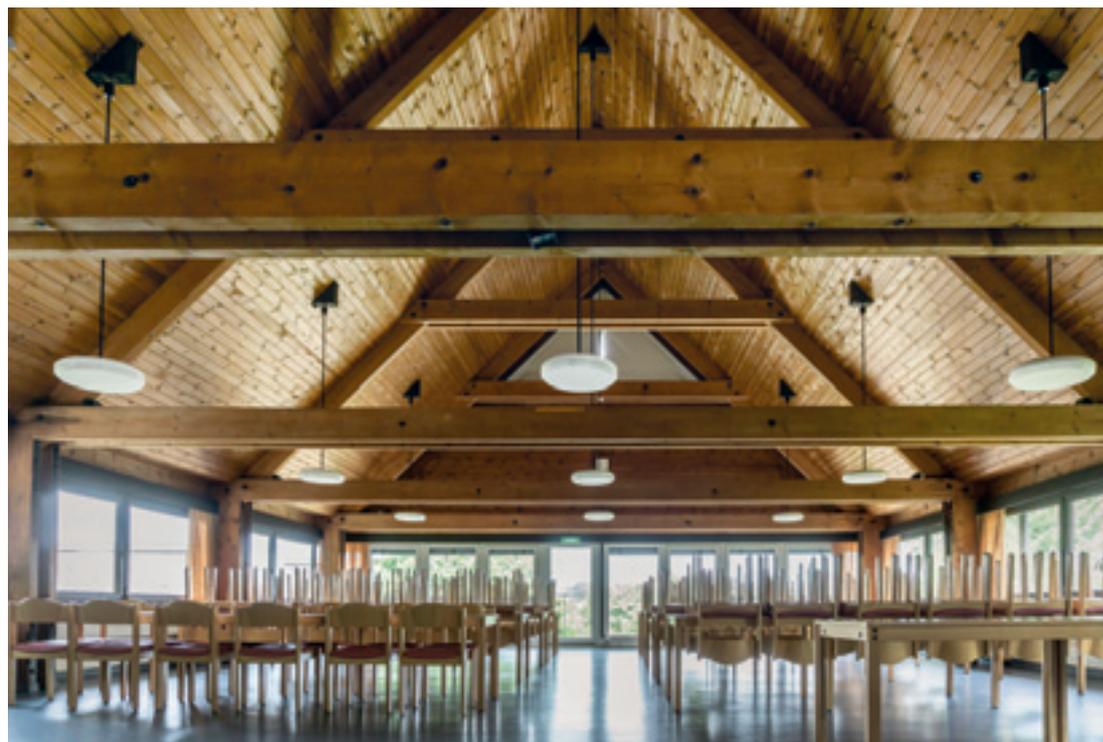
Das Hauptgebäude hebt sich auch baulich von den anderen Häusern ab. Der zweigeschossige Betonbau mit dem Eternitschindeldach nimmt im Erdgeschoss die Funktionsräume und einen Tischtennisraum auf. In dem westlichen Gebäudeteil liegt die Wohnung der Herbergseltern. Im Obergeschoss befinden sich Kiosk, Küche und Speisesaal, auch dieser mit offenem Dachstuhl (Abb. 7). Ein durchlaufendes Fensterband sorgt für ausreichenden Lichteinfall.



4 *Fast wie ein Dorfanger mutet die Anlage an.*

Das Innere wird bestimmt von der Holzichtigkeit der offenen Dachstühle und den Ziegelwänden. Die Kehlbalken sind aus einem Stück gefertigt, es wurden keine Leimbinder verwendet. Auch das funktionale Mobiliar, das ebenfalls vom Architekturbüro entworfen wurde, ist holzsichtig. Die Erschließung der Obergeschosse in den Bettenhäusern erfolgt über je zwei baugleiche Wendeltreppen, ebenfalls aus Holz (Abb. 8). Viele bauzeitliche Details haben sich erhalten, wie die schon erwähnten Möbel, einige Lampen im Innen- und Außenbereich, der Fliesenboden im Schulhaus sowie die Sitzelemente aus Betonfertigteilen im Hof. Der Hofbereich ist terrassenförmig angelegt. Die einzelnen von Betonplatten begrenzten Terrassenfelder sind begrünt und können als Sitzgelegenheit genutzt werden. Der Platz erinnert an antike Versammlungsstätten. Trotz der dominanten Holz- und Ziegelflächen im Inneren und der markanten Dachformen entsteht

nicht der Eindruck einer betonten Heimeligkeit oder eines „sich Anbieterns“ an vergangene Bauformen. Dies wird durch die bewusste Reduktion auf das Wesentliche und die konsequent klare Formensprache der gesamten Anlage bis ins Detail vermieden. Mit dem Schullandheim Mönchhof widerlegen Kammerer und Belz die Befürchtung des oben erwähnten Oskar Splett, der davon ausging, dass es ein Widerspruch sei, „eine neue Bauaufgabe mit alten, von anderen Voraussetzungen her entwickelten äußeren Formen zu lösen“. So äußerten sich auch die Architekten in ihrem Werkbericht aus dem Jahr 1985 zu der Anlage: „Es freut uns noch heute, dass wir uns über die Klischees der damaligen Auffassungen hinweggesetzt und etwas entworfen haben, das in einer in unseren Augen wohlverstandenen Tradition steht“. Auf eine Reduktion bzw. bewusste Zurückhaltung legte auch der Landschaftsarchitekt Hans Luz bei der Gestaltung der Grünflächen wert. Hier zeigt sich die



5 *Der offene Dachstuhl im Speisesaal.*



für die 1950er und 1960er Jahre typische Abkehr von der Symmetrie und von starren Formen hin zu einer offenen Gestaltung und der Rücksichtnahme auf die Topografie vor Ort. Die Gartengestaltung trägt somit ganz zur Einbettung der Anlage in die Landschaft bei.

Einordnung

Betrachtet man das Oeuvre von Kammerer und Belz, so wird deutlich, dass die Architektengemeinschaft besonders in der Mitte der 1960er Jahre vermehrt Eternitschindeln einsetzte, und dies nicht ausschließlich im Dachbereich, sondern auch als Wandverkleidung. Es gibt in diesem Zeitraum einige Bauten des Büros, die hinsichtlich der Kubatur und der verwendeten Materialien Parallelen zum Schullandheim in Mönchhof aufweisen. An erster Stelle sind hier der Kindergarten und die Schwesternwohnungen in Waiblingen-Neustadt (1963/64) zu nennen (Abb. 9). Die Materialien sind bis auf den hier fehlenden Beton die gleichen, der Hauptbau besteht aus versetzten und gegenläufigen Pultdächern, die Bauaufgabe ist in gewisser Weise ähnlich gelöst. Die Anlage entstand unmittelbar vor dem Schullandheim. Zumindest mit Blick auf die Einbeziehung der Bauten in die Landschaft, auf die Gruppierung derselben als auch auf die großflächige Verwendung von Eternitschindeln ist auch die zeitgleich entstandene Personalwohnungsiedlung für das Staatsbad Wildbad (1968) vergleichbar.

Unübersehbar sind die strukturalistischen Tendenzen, die bei dem Schullandheim Mönchhof zutage treten. Während der Wettbewerbsentwurf noch eine gestaffelte Aneinanderreihung der Bettenhäuser zeigte, entschied man sich bei der Ausführung für jeweils zwei identische Bettenhäuser, die jedoch ihrer Anzahl nach beliebig erweiterbar waren. Die Architekten griffen damit die aktuellen internationalen Architekturströmungen jener Zeit auf und setzten sie zumindest partiell um. So kann man zumindest vermuten, dass ihnen die Jugend-

begegnungsstätte „Het zilveren Schor“ in Arnhem in den Niederlanden bekannt war. Der Architekt Onno Greiner, ein Anhänger des Strukturalismus, entwarf 1962 eine Anlage, die sich an dem Amsterdamer Waisenhaus von Aldo van Eyck orientierte, diese jedoch vereinfachte. Die Anlage basiert auf der einzelnen Raumzelle. Der Bau war funktional und schlicht konzipiert, die verwendeten Materialien waren Ziegel und Holz. Die markanten Pyramidendächer ließen die Anlage aus der Ferne wie eine Siedlung erscheinen.

Das Schullandheim Mönchhof markiert eine Zäsur im Bereich der Jugendbauten der 1960er Jahre. Die architektonische Genese der Anlage vom strukturalistischen Entwurf hin zu einer Gebäudegruppe, die sich nicht scheut, traditionelle Bauformen aufzugreifen und diese dabei völlig neu zu interpretieren, sucht ihresgleichen. So stellt das Schullandheim auch innerhalb des Werkes von Kammerer und Belz etwas Neues dar. Die Einbindung der Bauten in die Landschaft und die klare Formensprache sowie die Materialwahl und deren bewusste Darstellung am Außenbau, aber auch im Inneren, sind stimmig.

6 An den Hang geschmiegt: Auch von Weitem hat der Vergleich mit einer ländlichen Siedlung Bestand.

7 Die Giebelseiten der Bettenhäuser sorgen für genügend Lichteinfall.



8 Auch die Treppen sind genormt: Fünf davon wurden im Schullandheim verbaut.



Die erfolgten baulichen Veränderungen mindern nicht den Wert der Anlage. Die Anbauten an die Bettenhäuser, die sogenannten Lehrerzimmer wurden von Walter Belz 2002 geplant, mithin sind sie als einer der seltenen und glücklichen Fälle zu verstehen, in denen der Architekt seinen Bau selbst erweitert. Dass dies im Falle des Schullandheims Mönchhof durchaus gelungen ist, zeigt sich in der behutsamen Anpassung von Kubatur und Erscheinungsbild an den ursprünglichen Baukörper. Der gute Überlieferungszustand der Anlage ist auch dem Eigentümer, dem Landkreis Rems-Murr, zu verdanken. Die Verantwortlichen haben sich liebevoll um die Anlage gekümmert, die wenigen Veränderungen und Erneuerungen im Bereich der Ausstattung und Möbel erfolgten immer in enger Anlehnung an den Originalbestand.

Werkbericht Kammerer + Belz, Stuttgart 1985, S. 40–41.
 Wolfgang Pehnt, Romantik für Kinder, in: Baumeister Jg. 65, 1968 Nr. 3, S. 242–247.
 School Holiday home, in: Concrete Quarterly 104, January-March 1975, S. 38–40.
 Walter Meyer-Bohe: Bauten für die Jugend, Stuttgart 1972, S. 81–85
 Werkbericht Kammerer + Belz, Stuttgart 1972, n. p.
 Gretl Hoffmann: Architekturführer Stuttgart und Umgebung, Stuttgart 1971, S. 85.
 Wolfgang Pehnt: Neue deutsche Architektur 3, Stuttgart 1971, S. 130–131.
 Schullandheim Mönchhof-Kaiserbach, in: DLW-Nachrichten, 9, 1971, S. 27–30.

Literatur

Falk Jaeger: Bauen in Deutschland. Ein Führer durch die Architektur des 20. Jahrhunderts in der Bundesrepublik und in West-Berlin, Stuttgart 1985, S. 187.

Andreas Dubsloff
 Landesamt für Denkmalpflege
 im Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Esslingen

9 Ähnlich und doch anders: Kindergarten und Schwesternwohnheim in Waiblingen-Neustadt.



Bis an die Grenzen des Machbaren – und darüber hinaus? Das verlorene Dachwerk der Göppinger Stadtkirche

Wer die Göppinger Stadtkirche besucht, kann eine der größten protestantischen Renaissancekirchen Europas aus der Zeit des frühen 17. Jahrhunderts bestaunen. Bereits mit Erbauung 1619 sorgte der innovative Kirchenbau Heinrich Schickhardts durch seine neuartige Konzeption und Architektur, vor allem aber aufgrund der enormen Dimension des stützenfreien Saals für Bewunderung. Um einen Innenraum dieser Ausmaße zu realisieren, hatte der Baumeister die Bautechnik maximal ausgereizt. Bis heute ist unklar, ob das tragische Unglück, das sich eineinhalb Jahrhunderte nach der Erbauung zutrug, in Verbindung mit der gewagten Bauweise stand. Im Mittelpunkt aktueller Bauforschung stand der Versuch, die Konstruktion, ihr Schicksal und die Baugeschichte der Stadtkirche näher zu beleuchten.

Nikolai Ziegler

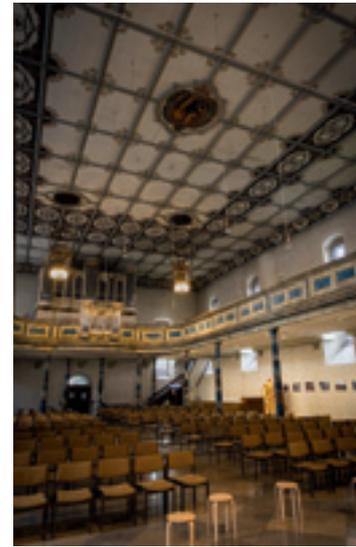
Vergessene Bedeutung – Innovatives Referenzobjekt

Zurückhaltend fügt sich die Göppinger Stadtkirche in den Grundriss der Innenstadt (Abb. 1). Die vielerorts gewohnte unübersehbare Präsenz einer Stadtkirche herrscht in Göppingen nicht vor. Sowohl das Stadtschloss als auch die ihm gegenüber errichtete Kirche liegen am Rand der historischen Stadt. Im Stil der italienischen Renaissance errichtet, wird der an sich schlichte längsrechteckige Sakralbau mit Satteldach durch repräsentative übergiebelte Tür- und Fenstergewände charakterisiert.

Ungeachtet des prominenten Baumeisters, Heinrich Schickhardt, sowie der Architektur ist über das Bauwerk, seine Entstehung und Bedeutung bislang nur wenig bekannt. Wie neuere Forschungen ergaben, ist das Gebäude architektonisch und geschichtlich von unzähligen bislang kaum beachteten Besonderheiten geprägt.

Um den Anforderungen des protestantischen Glaubens architektonischen Ausdruck zu verleihen, wurde die Göppinger Stadtkirche einst als Querkirche konzipiert und gebaut. Aufgrund der enormen Saaldimension stellte das Gebäude für die noch junge Bautypologie ein überregionales Re-

1 In Gegenüberstellung des Schlosses gliedert sich der protestantische Kirchenbau zurückhaltend in den mittelalterlichen Stadtgrundriss ein.



2 In der Giebelfassade offenbart sich die Nutzungsentention des Gebäudes. Während das Erdgeschoss als Sakralbau dient, ist im Dachraum ein dreistöckiger Fruchtspeicher untergebracht.



ferenzprojekt dar. Obwohl der Innenraum mehrfach umgestaltet und die quer angelegte Inneneinteilung des Kirchenschiffs überformt wurde, beeindruckt die enormen Ausmaße bis heute. Mit einer Ausdehnung von über 20 mal 40 m gehört das Kirchenschiff der Göttinger Stadtkirche zu den größten stützenfrei überspannten Innenräumen der Neuzeit. Damit symbolisierte die Architektur des Sakralbaus nicht zufällig die zu propagierende Innovation der reformierten Theologieauslegung.

Verlorene Bausubstanz – Anlass für Forschung

Um einen stützenfreien Raum von solch weitreichenden Dimensionen zu erschaffen, lag die Herausforderung in der Bautechnik. All jene Lasten, die fortan nicht mehr wie im Fall von Hallen über Stützpfeiler abgetragen werden konnten, galt es anderweitig zu verteilen. Über das Wissen, welche Gesetzmäßigkeiten solch leistungsfähigen Konstruktionen zugrunde lagen und wie diese zu errichten waren, verfügten nur einzelne Werkmeister. Bis heute stellen weitgespannte Dachtragwerke, deren Konstruktion und Entstehung ein Aufgabenfeld der Bauforschung dar. Als eine der größten und leistungsfähigsten ihrer Art kommt der Dachkonstruktion der Göttinger Stadtkirche eine entsprechende Bedeutung zu.

Steigt man bis in das Dachwerk der Göttinger Stadtkirche empor, findet sich dort eine beeindruckende Konstruktion. Über mächtige Ständer, zahlreiche Streben und nicht zuletzt mithilfe eines dreifachen Hängewerks überspannt das Dachgerüst den Unterbau. Bei näherer Erkundung informiert eine historische Inschrift: „Dieser Dachstuhl ist neu gemacht worden durch [den] damahligen Herrn Stiftsverwalter Petrus Fischer Anno 1770“. Folglich handelt es sich bei der vorzufindenden Konstruktion nicht um das ursprüngliche, sondern um ein nachträglich errichtetes Dachwerk. Die Forschung

zu jener bislang unbekanntem bauzeitlichen Konstruktion Schickhardts wird damit neben dem Gegenstand der Bauweise um die Fragestellung erweitert, ob deren Leistungsfähigkeit im Streben nach immer größeren Spannweiten und Raumdimensionen überstrapaziert wurde. Um Hinweise auf diese Fragen sowie auf die Baugeschichte allgemein zu erhalten, fand zunächst eine Auswertung der erhaltenen Archivalien statt, die im Stadtarchiv Göttingen und Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrt werden.

Größer, breiter, höher – Eckpunkte zur Baugeschichte

Bereits 1610 hatte Herzog Johann Friedrich von Württemberg angeregt, die Göttinger Johanneskapelle zu erweitern. Landbaumeister Heinrich Schickhardt wurde 1615 angewiesen, sich nach Göttingen zu begeben, die Kirche in Augenschein zu nehmen und einen Entwurf samt Kostenüberschlag zu erstellen. Noch im gleichen Jahr fertigte er einen ersten Riss, der die Kirche als einfachen, rechteckigen Bau darstellte. Von der ursprünglichen Kapellenerweiterung hatte er fast vollständig abgesehen und bis auf die Südmauer und den bereits instandgesetzten Turm einen umfassenden Kirchenneubau projektiert.

Nachdem die Bauvorbereitungen bereits zeitnah begonnen hatten, meldete sich der Magistrat Göttingens, um dem Baumeister im Namen der Bürgerschaft mitzuteilen, dass die geplante Abmessung nicht ausreiche und der Bau durch Einbeziehung der Stadtmauer problemlos vergrößert werden könnte. Zudem wurde die Anforderung geäußert, den Dachraum als Fruchtschütte nutzen zu wollen (Abb. 2). Die daraufhin von Schickhardt überarbeiteten Entwurfszeichnungen, nach denen der Bau fortan ausgeführt wurde, haben sich bis heute erhalten. Am 18. Februar 1618 fand die Grundsteinlegung statt und nach nur anderthalb Jahren Bauzeit wurde die Stadtkirche im November 1619 vollendet und geweiht.

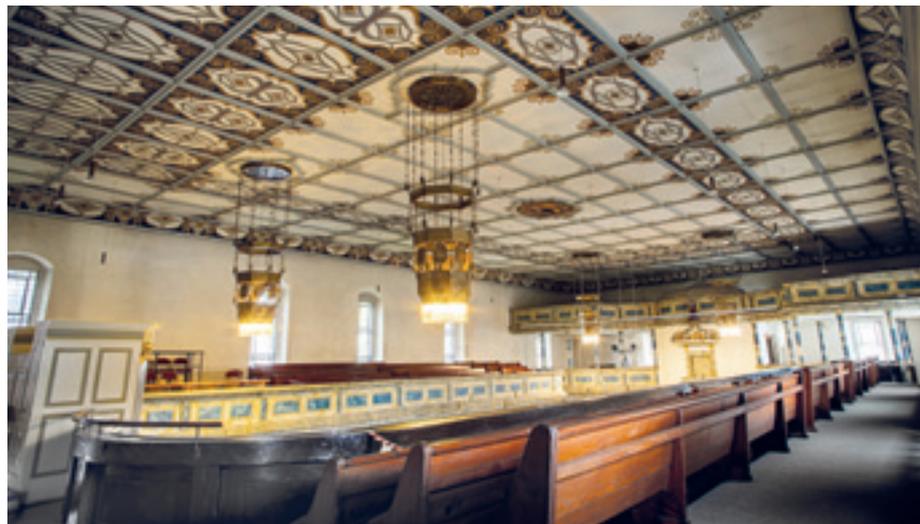
Wie die Abrechnung offenbart, hatten sich die Baukosten nahezu verdreifacht. Schickhardts Rechtfertigung zu dieser erheblichen Kostensteigerung ermöglicht heute detaillierte Rückschlüsse zum Baugeschehen. Wie er in Bezug auf die Materialbeschaffung notierte, musste das zur Herstellung des Dachstuhls erforderliche Bauholz über Land transportiert werden, da ein Flößen aufgrund der enormen Stammlängen nicht möglich war. Neben dem Dach, das breiter und höher als ursprünglich angenommen errichtet wurde, waren drei Fruchtböden entstanden, die zusätzliche Kosten verursacht hatten. Zudem, erklärte Schickhardt, habe der Herzog persönlich angewiesen, aufgrund der vielen Hofgäste und Standesperso-

nen, die für einen Besuch des Mineralbads nach Göppingen kommen, den Kirchenneubau reicher auszustatten als eine gewöhnliche Stadtkirche. Auch erinnerte der Baumeister daran, dass sogar noch weitere Kostensteigerungen gefolgt wären, wenn anstelle der Flachdecke eine freispannende Tonnendecke zur Ausführung gekommen wäre, wie es der Herzog anfänglich gewünscht hatte. Selbst jene teure Tonnendecke war nicht aufgrund der höheren Kosten verworfen worden, sondern ausschließlich aus der Sorge heraus, dass hohe Lagerlasten im Dachstuhl Schäden am Gewölbe verursachen könnten.

Anhand Schickhardts erhaltener Beschreibungen und Planzeichnungen lassen sich hinsichtlich der ursprünglichen Dachkonstruktion interessante Rückschlüsse ziehen. Ähnlich dem wenige Jahre zuvor fertiggestellten Dachwerk des Stuttgarter Lusthauses, an dem Schickhardt ebenfalls mitgewirkt hatte, wurde die stützenfreie Überfangung der Göppinger Stadtkirche geplant. Neben der Grundkonstruktion eines viergeschossigen Sparrendaches mit Ergänzung eines dreifachen Hängewerks wird der Baumeister auch die Konstruktionsweise des Doppelbinders und damit all jene Innovationen übernommen haben, die der Zimmermeister Elias Gunzenhäuser zuvor am Lusthaus etabliert hatte.

Gefahr in Verzug – Bauschäden durch Wartungsmangel

Wie der Kirchenraum scheinen auch die Kornspeicher im Dachwerk intensiv genutzt worden zu sein, da bereits um 1680 dringender Instandsetzungsbedarf herrschte. Ein Kostenüberschlag von 1708 führt auf, dass das Dachwerk aufgrund der hohen Lagerlasten gewaltige Verformungen aufwies. Eindringende Feuchtigkeit hatte nicht nur die Kassettendecke zerstört, sondern auch schwere Schäden an den Traufbereichen verursacht (Abb. 3; 4). Zu größeren Reparaturmaßnahmen kann es nicht gekommen sein, da der Kirchenratsbaumeister nach einer Begutachtung im Jahr 1744 dazu riet, die maroden und verfaulten Bereiche der Schwellen, Stuhlständer und Sparren zu reparieren, sämtliche Hängesäulen abzuspreißen, die morschen, nicht mehr begehbaren Lagerböden abzurechen und, da ein Viertel der Ziegel ganz fehlerhaft oder beschädigt sei, das Dach neu einzudecken. Der Kirchengemeinde wird der Zustand des einsturzgefährdeten Daches aufgrund der offensichtlichen Schäden bekannt gewesen sein, als sie sich zum Karfreitagsgottesdienst des Jahres 1769 in der Göppinger Stadtkirche versammelten. Als während des Gottesdienstes lautes Krachen von zerberstendem Holz zu hören war, brach unter den Gläubigen Panik aus. Um sich aus der lebens-

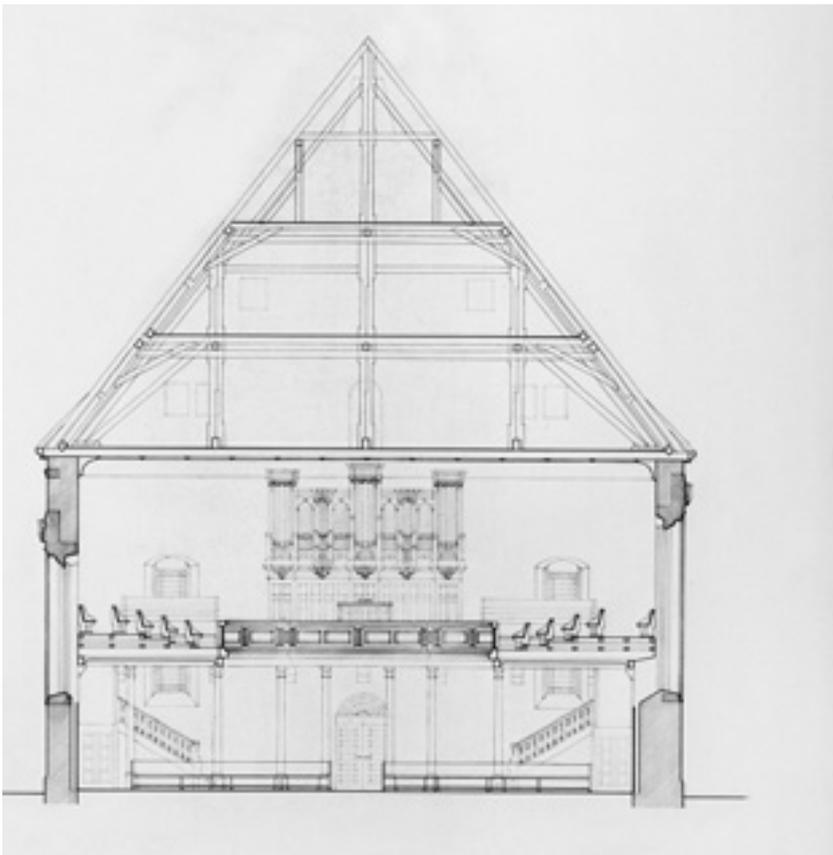
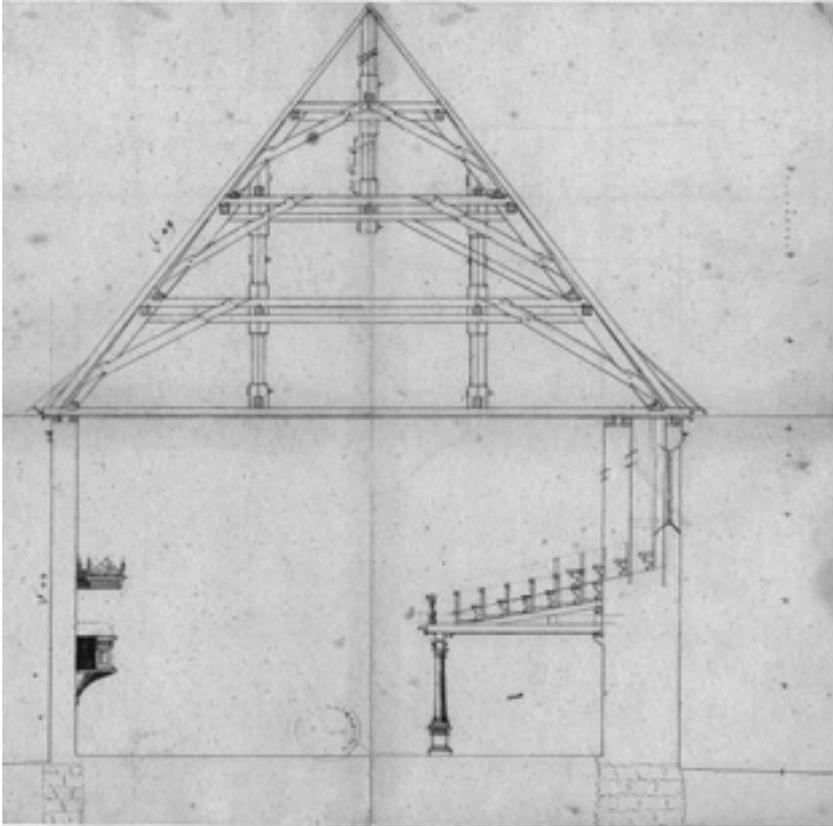


bedrohlichen Situation in Sicherheit zu bringen, drängte die Masse zu den Türen. Da diese nach innen öffneten, kam es zu dramatischen Szenen. Erst Minuten später, als der Einsturz des Daches ausgeblieben war, offenbarte sich, dass das Gedränge vier Menschen das Leben gekostet hatte. In Folge des Unglücks wurde das marode Dachwerk der Kirche abgetragen und im Jahr 1770 durch eine neue Konstruktion ersetzt, die der Zimmermeister Johann Etzel im Auftrag des Stiftsverwalters Petrus Fischer konzipiert hatte. Da die bauzeitliche Innenausstattung bereits mit dem Dachwerk entfernt worden war, folgte um 1772 die Neueinrichtung der Kirche in barockem Formenreichtum. Eine durch Heinrich Dolmetsch verantwortete Renovierung des Kirchensaals fand 1910 statt. Durch Ergänzung einzelner zeitgenössischer Elemente, wie der markanten Hängeleuchten, entstand das heutige Erscheinungsbild der Stadtkirche.

Die Frage, ob jene ambitionierte Dachkonstruktion die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit überschritten hatte, kann im Hinblick auf die Baugeschichte geklärt werden. Nicht eine ungeeignete oder mangelhafte Bauweise, sondern vielmehr eine unsachgemäße Nutzung und Überbeanspruchung sowie unterlassene Wartungs- und Unterhaltsarbeiten hatten zum Versagen des gewagten, aber an sich standhaften Dachwerks geführt.

3 Kirchensaal mit freispannender Kassettendecke und nachträglich ergänzten barocken Emporen.

4 Im Kirchensaal finden sich keinerlei Hinweise, dass im darüberliegenden Dachwerk ein dreistöckiger Kornspeicher untergebracht ist.



5 Entwurfszeichnung Heinrich Schickhardts zur Konstruktionsweise des bauzeitlichen Dachwerks mit dreifachem Hängewerk zur stützenfreien Überspannung des Kirchenschiffs.

6 Querschnitt der Stadtkirche mit dem 1770 durch Werkmeister Etzel neu errichteten Dachwerk. Bauaufnahme 1966/67.

Sicherheit statt Wagnis – Bautechnik im Vergleich

Im Hinblick auf die schicksalhafte Baugeschichte und die daraufhin erfolgten Maßnahmen drängt sich ein Vergleich der bauzeitlichen Konstruktion Schickhardts mit dem barocken Folgedachwerk geradezu auf, um zu klären, ob, und wenn ja welche Änderungen im Zuge der Neuerrichtung des Dachwerks vorgenommen wurden (Abb. 5; 6). Nicht zuletzt deshalb, da beide Konstruktionen sehr ähnlich erscheinen. Die Gegenüberstellung der bauzeitlichen Entwurfspläne mit der heute anzutreffenden Barockkonstruktion offenbart jedoch markante Unterschiede. Während sich beide Konstruktionen über vier Dachgeschosse erstrecken, von liegenden Stuhlständern gestützt werden und über ein dreifaches Hängewerk verfügen, fällt auf, dass im barocken Dachwerk alle drei Hängesäulen bis auf die Saaldecke geführt sind und die Spannweite der Decke damit in vier annähernd gleiche Abschnitte aufteilen. Schickhardts Konstruktionsplan zeigt hier nur drei Felder, die eine entsprechend größere Distanz zu überspannen hatten, da die mittlere Hängesäule bereits oberhalb des zweiten Dachgeschosses endete (Abb. 7). Während Schickhardt das Hängewerk auf den Kehlbalken auflagerte, finden sich im Dachstuhl Fischers mächtige Sprengwerke, die die Last der Hängesäulen unabhängig von der restlichen Dachkonstruktion bis in die Auflagerpunkte ableiten. Das integrierte Gerüstsystem, wie es im Mittelalter entwickelt worden war und unter anderem an der Göppinger Stadtkirche enorme Leistungsfähigkeit bewiesen hatte, ersetzte Fischer durch ein Dachwerk, das die Eigenlasten des Daches und der Decke weitestgehend getrennt ableitet. Interessanterweise lässt sich diese Trennung der Systeme auch in den Gefügeknoten erkennen. Während Schickhardts Stuhlständer wohl als Doppelbinder abgezimmert waren, zeigen sich die Binder des Barockdaches aufgegliedert in zwei einzelne Gespärre, welche die Hängewerke in ihrer Mitte aufnehmen. Zweifelsfrei ist die Konstruktionsweise Fischers die standhaftere, allerdings wird sein Aufbau aufgrund der redundanten Bauteile durch einen deutlich höheren Materialbedarf gekennzeichnet. Die kühne Bauweise einer holzsparenden, weitestgehend ausgereizten Konstruktion hatte man nach dem tragischen Vorfall offensichtlich nicht mehr gewagt und sich bei höheren Kosten zugunsten größerer Sicherheit entschieden.

Spuren der Geschichte – Bauforschung im Dachwerk

Als zentraler Bestandteil der Bauforschung fanden an der eigentlichen Bausubstanz, dem historischen



7 Zweites Dachgeschoss mit dreifachem Hänge-
werk. Ausgangspunkt der
seitlichen Hängesäulen,
die hier ausschließlich von
Sprengstreben gestützt
werden.

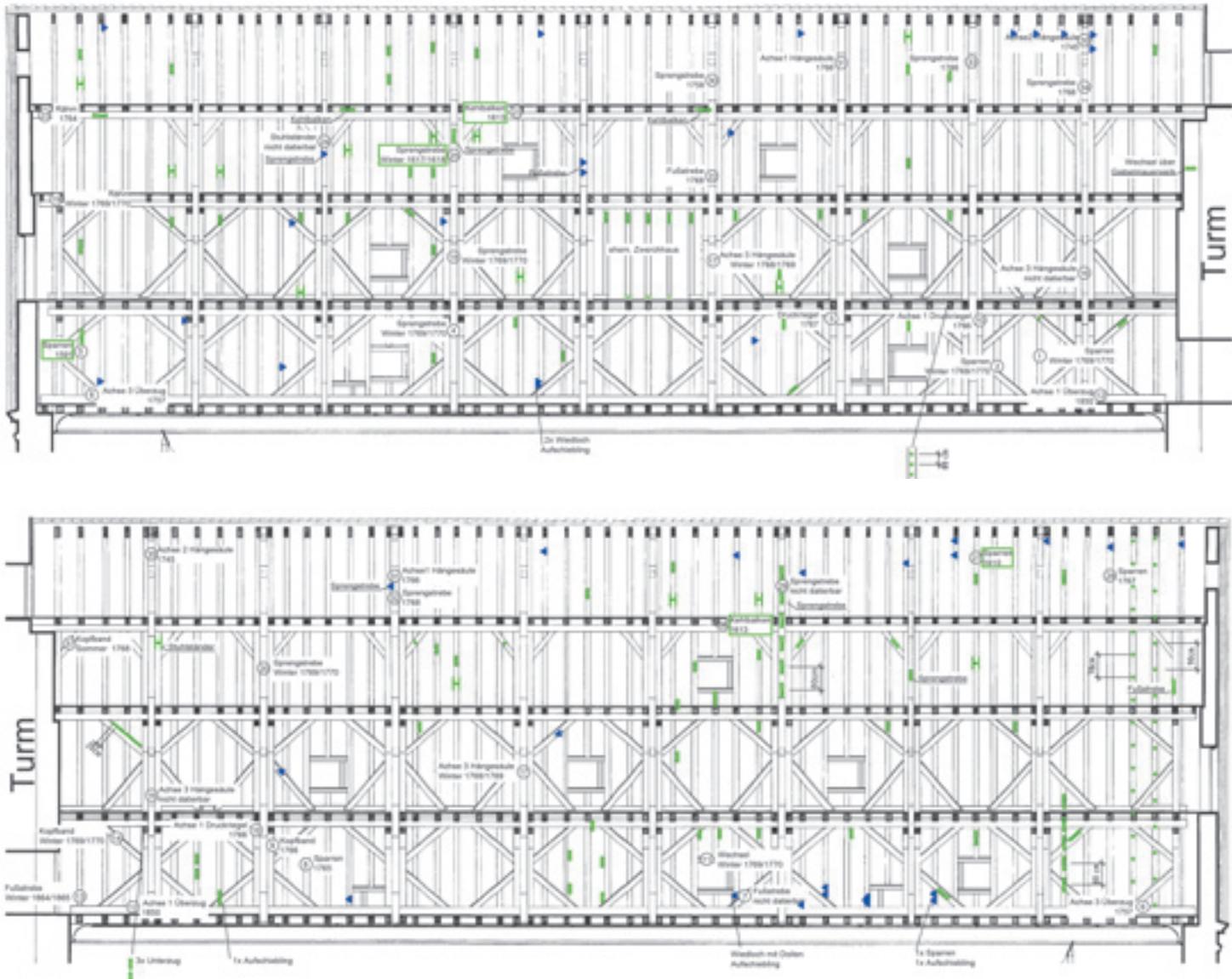
Dachwerk, umfangreiche Untersuchungen statt. Im Kontext des konstruktiven Gefüges sowie einzelner Balken und Verbindungspunkte galt es, sowohl die bereits gewonnenen Erkenntnisse zu verifizieren, als auch diese, soweit möglich, zu ergänzen. Insgesamt vermittelte das Dachwerk einen komplexen, jedoch einheitlichen Eindruck. Erwähnenswerte Schäden oder Störungen waren nicht zu erkennen. An zahlreichen Bauteilen des Dachwerks, darunter Sprengstreben, Balken des Windverbands, Sparren und selbst an vereinzelt aufgeschiebenden Wiedlöchern waren Wiedlöcher aufzufinden, die auf geflößtes Baumaterial hindeuten (Abb. 8). Im Hinblick auf Schickhardts Notizen, wonach das ursprüngliche Baumaterial über Land gefahren worden war, belegte diese Beobachtung, dass der Dachstuhl des 18. Jahrhunderts tatsächlich aus neuem, offensichtlich über den Neckar bezogenem Holz hergestellt worden war. Mit eingehender Betrachtung traten dann jedoch weitere Befunde in Erscheinung, die zuvor nicht aufgefallen waren, die gewonnenen Erkenntnisse jedoch umgehend relativierten. An vereinzelt Bauteilen, darunter Sparren, Kopfbändern und

Elementen des Windverbands fanden sich Bearbeitungsspuren, die unzweifelhaft auf eine Zweitverwendung hindeuteten (Abb. 9). Sowohl die Abmessungen der Balken als auch die stetig anwachsende Zahl weiterer Befunde ließen die Abstammung aus einem bedeutenden Gebäude vermuten. Dass es sich bei jenen Balken um wiederverwendetes Baumaterial des bauzeitlichen Dachwerks handeln könnte, erschien naheliegend. Ob der 1770 neu errichtete Dachstuhl unter Einbeziehung von Baumaterial der abgetragenen Vorgängerkonstruktion errichtet worden war oder die Hölzer aus einem anderen Kontext stammten, sollte mithilfe einer dendrochronologischen Untersuchung beantwortet werden. Wie vermutet, ergab die Auswertung der zweitverwendeten Bauteile einen Fällzeitraum um das Jahr 1618. Ergänzend wurden auch einzelne Floßhölzer einer Holzaltersbestimmung unterzogen, die allesamt um das Jahr 1770 datieren. Wie sich mit Kartierung der Befunde verdeutlichte, scheinen der statisch stark beanspruchte Gerüst- einbau des Barockdachwerks sowie die Überzüge, Deckenbalken und Hängesäulen aus frisch geschla-

8 Dachspitze, mit Spreng-
werk und Ausgangspunkt
der mittleren Hänge-
werke. Ein Wiedloch an
der rechten Sprengstrebe
weist auf das geflößte
Baumaterial hin.

9 Balken mit durchtrenn-
ter Holzverbindung. Die
Bearbeitungsspuren wei-
sen auf eine Zweitver-
wendung des Bauteils
hin.





10 Befundpläne zu Bearbeitungsspuren am Holzwerk. Grüne Einträge: ehemalige Holzverbindung, Vorgängerdachstuhl, ca. 1618. Blaue Einträge: Wiedlöcher, geflößtes Baumaterial, ca. 1770.

genen Balken abgezimmert worden zu sein (Abb. 10). Um den enormen Holzbedarf, der für die Errichtung eines solch großen Dachwerks erforderlich war, zu reduzieren, hatte man sich jedoch offensichtlich entschieden, die intakten Balken des alten Dachwerks weiterzuverwenden. Für die Verwendung als Sparren wurden, wie die Befunde zeigen, zumeist zwei kürzere Althölzer zusammengesetzt. Auch für Kehlbalken und Sprengstreben, Bauteile, die ohnehin nur mäßige Längen erforderten, kam ebenfalls vorhandenes Material der Vorgängerkonstruktion zum Einsatz. Die verhältnismäßig geringe Menge an zweitverwendetem Baumaterial lässt jedoch erahnen, in welchem schlechtem Zustand das bauzeitliche Dachwerk Mitte des 18. Jahrhunderts gewesen sein muss. Wie die dargestellten Beobachtungen zeigen, handelt es sich bei der Göppinger Stadtkirche um ein einzigartiges Baudenkmal, das wissenschaftlich bislang jedoch kaum Beachtung erfahren hat. Zwar ist die gewagte Dachkonstruktion nicht mehr vollumfänglich erhalten, dennoch befindet sich bis

heute ein Teil der verloren geglaubten Bausubstanz noch immer vor Ort, die sich dem kundigen Besucher bei genauer Betrachtung offenbart.

Literatur und Quellen

- Ulrich Zimmermann: Evangelische Stadtkirche Göppingen. Ein Kirchenbau im Wandel, in: Schwäbische Heimat, 72. Jg. Heft 1/2021.
- Ulrich Zimmermann: Ev. Stadtkirche Göppingen – Kirchenführer, Göppingen 2019.
- Hauptstaatsarchiv Stuttgart: Bestände N220 A9 + A10: Heinrich Schickhardts Zeichnungen zur Göppinger Stadtkirche.
- Stadtkirche Göppingen: Bestand A 9: Archivalien zum Bau und Bauunterhalt der Göppinger Stadtkirche.

Dr. Nikolai Ziegler
 AeDis AG für Planung
 Restaurierung und Denkmalpflege
 Lerchenweg 21
 73061 Ebersbach

„Meine Schule – ein Kulturdenkmal?!“ Neues Unterrichtsmaterial der Reihe „Erlebniskoffer“ befasst sich mit dem Schulgebäude selbst

*Denkmalschutz und Denkmalpflege haben in Baden-Württemberg Verfassungsrang. Ihr Auftrag sind die Erfassung, Erforschung und Vermittlung unse-
res baulichen und archäologischen Kulturerbes, aber auch dessen Schutz und
Pflege. Eines der Ziele der Bau- und Kunstdenkmalpflege ist es, Denkmale in
ihrer historischen Substanz und in ihrer Erscheinungsweise für zukünftige Ge-
nerationen zu erhalten. Die Authentizität eines Denkmals ist Voraussetzung für
seine aktuelle und künftige Deutungsmöglichkeit.*

Christiane Schick



Eine große Herausforderung

Schulen sind Zukunftsorte: Hier lernt die jeweils nächste Generation, ihren Platz in der Welt zu finden. Schulen sind aber auch Erinnerungsorte. Rund zehn Lebensjahre verbringen wir in Schulgebäuden. Die Architektur der eigenen Schule gehört zur persönlichen Erinnerung vieler Menschen und ist damit besonders geeignet, junge Menschen für die Belange der Denkmalpflege zu sensibilisieren. Bundesweit wandeln sich die Anforderungen an die Schule und damit auch an die bestehenden Schulbauten. Die Schule im Ganztagsbetrieb mit Mensa und Aufenthaltsräumen, die barrierefreie Schule mit Inklusionsklassen, die Digitalisierung der Schule – das sind nur einige Beispiele aus einer Schullandschaft im Umbruch. Ganz aktuell in den Fokus der Nutzer gerückt sind die Be- und Entlüftungsmöglichkeiten der Klassenzimmer und Werkräume. Besondere Herausforderungen ergeben sich daraus im denkmalgeschützten Bestand: Immerhin werden heute 1730 der 2189 in der Denkmalliste eingetragenen Schulgebäude noch als Schule genutzt. Egal ob Grund- oder Werkrealschule, Gymnasium oder Technische Oberschule, die große Heterogenität in Alter (vorwiegend 30 bis 150 Jahre) und Nutzung bedarf einer jeweils individuellen Herangehensweise.

Das Landesamt für Denkmalpflege ist daher bestrebt, im Dialog mit allen Beteiligten denkmalgerechte Lösungen für neue Anforderungen zu finden. Voraussetzung hierfür ist das Bewusstsein der Nutzer, hier das Lehrerkollegium sowie die Schülerinnen und Schüler, für das Erhaltenswerte und den Wert des Gebäudes als Geschichtszeugnis für die Gesellschaft von morgen.

Material für Multiplikatoren

Der neu erschienene Band „Meine Schule – ein Kulturdenkmal?!“, der siebte in der Reihe der „Erlebniskoffer“, wurde in der Tradition seiner Vorgänger in enger Zusammenarbeit einer Kunsthistorikerin (Tamara Engert) und einer Lehrerin (Karin Lämpel) erstellt. Das Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau als oberste Denkmalschutzbehörde und das Ministerium für Kultus, Jugend und Sport wirkten beratend mit.

Dabei erfüllt die Denkmalpflegepädagogik den häufig an sie herangetragen Wunsch nach

1 Mit Lehrer Lämpel die digitale Recherche entdecken.



Hier ist eine kleine Grundriss-Auswahl mit Möglichkeiten, Klassen zu gruppieren:



Einzelklasse



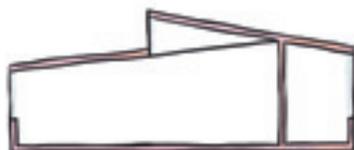
Doppelklassen



Klassengruppen

- Wie sind die Räume erschlossen?
- Welche Verteiler gibt es, wo liegen sie? Aulen, Innenhöfe, Galerien, Treppenhäuser oder -türme, Flure?
- Liegen alle Räume auf einer Seite des Flurs (einbündig oder -hüftig)? Oder gibt es Räume auf beiden Seiten (zweibündig oder -hüftig)?
- Gibt es gar keinen Flur, sondern nur ein Treppenhäuser, das je zwei Räume versorgt (sogenannter Schustertyp)?
- Wie beeinflusst die Lage im Gebäude die Licht- und Luftverhältnisse? Wenn die Klassenräume mit einer Seite zum Gang liegen, gibt es an dieser noch ein kleines Fensterband?
- Wie kann man mit den Raumeinheiten und Dachneigungen spielen, um beidseitig zu belichten und zu belüften?

Hier wieder mögliche Lösungen (Darstellung im Schnitt):



Einseitige Belichtung mit Fensterband zur Belichtung der Raumtiefe



Zweiseitige Belichtung mittels Fensterband



Zweiseitige Belichtung mittels Fensterband bedingt durch das Flachdach auf einer Seite sehr hohe Fenster



Zweiseitige Belichtung mit Gloskuppel

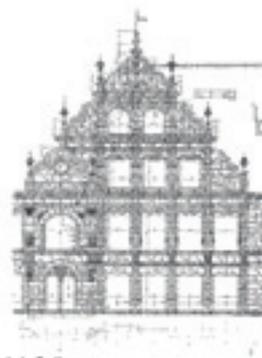
neuen Projektideen und Materialien für den Unterricht, aber auch für die Feier von Schuljubiläen. Gleichzeitig hofft sie, mit diesen Materialien weitere Multiplikatoren für die Vermittlung der Belange der Denkmalpflege an Kinder und Jugendliche gewinnen und binden zu können. Inhaltlich konnten die Autorinnen den bewährten Aufbau der „Erlebniskoffer“ mit diesem Band weiter optimieren. So findet sich im didaktischen Teil zu Beginn jeder Unterrichtsidee eine Kurzbeschreibung, die in knappen Worten die Lehrkraft über die nachfolgenden Inhalte informiert. Zudem werden zahlreiche Möglichkeiten der Online-Recherche als Link bzw. QR-Code aufgezeigt. Auch das Basiswissen Schulbau wurde straff geordnet und informiert außer über die sich wandelnden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und pädagogischen Konzepte mit zahlreichen Zeichnungen und fotografischen Anschauungsbeispielen auch über

den städtebaulichen Kontext, die Bauweisen, Raumprogramme und gestalterischen Fragen der verschiedenen Schulbauepochen. Und so wundert es nicht, dass die verantwortliche Lehrerin einer Testschule nach Durchführung ihres Projektes im Kunstunterricht resümierte: „Ich bin Feuer und Flamme für Denkmale! Der Erlebniskoffer des Landesamtes für Denkmalpflege bot die optimale Ausrüstung für die Erkundung unseres denkmalgeschützten Schulgebäudes. Die flexiblen Bausteine waren ideal für eine individuelle Vorbereitung der Lerngruppen. Nun soll die Entdeckungsreise zu weiteren Kulturdenkmälern in der näheren Schulumgebung fortgeführt werden“ (Tracy Kronewitter, Schickhardt-Gemeinschaftsschule Stuttgart, 2018). Derzeit möchte Frau Kronewitter ihre Schülerinnen und Schüler eine Führung durch die Partnerschule „Heusteigschule“ ausarbeiten lassen.

Archivrecherche Schulgebäude

Hinweis

Die rasante Weiterentwicklung der neuen Medien sorgt für die Veränderung herkömmlicher Arbeitsweisen und bietet neue Möglichkeiten der Informationsrecherche. Mittlerweile lassen sich in zahlreichen Archiven die Bestände mittels Web-Tools durchsuchen und bestellen. Der nachfolgende Unterrichtsimpuls trägt diesem Sachverhalt Rechnung, indem er den SuS die Vorgehensweise der Archivrecherche zur Baugeschichte eines Gebäudes mit den wichtigsten aktuellen Recherchemöglichkeiten näher bringt.



Historische Fotografie und historischer Bauplan der Gertrud-Luckner-Gewerbeschule in Freiburg

Kurzbeschreibung

Die SuS nutzen in einem ersten Schritt die Online-Suche, um archivalische Quellen (Baupläne, historische Fotos, Bauakten, Rechnungen usw.) zum Schulgebäude zu recherchieren. In einem zweiten Schritt findet ein Besuch des Lernortes Archiv statt, wo ausgewählte Quellen gesichtet werden. Die Quellenfunde dienen dazu, bisher bekannte Daten zur Baugeschichte der Schule am Original zu verifizieren sowie Lücken in der bisherigen Baugeschichte zu schließen.

Ziele

- Die SuS können eine Übersicht der Archive in Baden-Württemberg erarbeiten und darstellen.
- Die SuS können einschlägige digitale Recherchemöglichkeiten nutzen und zielführend anwenden.
- Die SuS können ausgewählte Archivalien sichten und auswerten und mit ihnen bestehende historische Fakten abgleichen sowie diese ergänzen.

Zeitlicher Umfang

- ca. 2-10 Unterrichtsstunden für Vorbereitung und Auswertung
- ca. 2-6 Stunden für den Archivbesuch ohne Anfahrt

3 Im Unterrichtsmaterial wird zu Beginn jeweils mit knappen Worten über den Inhalt der Unterrichtsidee informiert.

Die Zielgruppe

Doch kann das Material nun nur von Lehrkräften in Schulgebäuden mit ausgewiesener Denkmaleigenschaft verwendet werden?

Hier ermuntert die Autorin Tamara Engert „Egal, wie alt der von Ihnen genutzte Schulbau ist, ob im 19. Jahrhundert oder in den 1970er Jahren entstanden, egal, ob eine Denkmaleigenschaft vorliegt oder nicht, er ist ein Zeugnis der Vorstellungen einer bestimmten Zeit und kann als solches betrachtet und erforscht werden.“

Um interessierten Lehrkräften die Suche nach der eventuellen Denkmaleigenschaft des eigenen oder benachbarten Schulgebäudes zu erleichtern, wurde auf der Homepage des Landesamtes für Denkmalpflege eine Liste eingestellt: <https://www.denkmalpflege-bw.de/geschichte-auftragstruktur/denkmalfachliche-vermittlung/bildung/>

unterrichtsmaterial/. Hier kann man sich zudem ein Exemplar kostenfrei herunterladen oder für einen Unkostenbeitrag von 5 Euro bestellen.

Die Landesdenkmalpflege dankt allen Kooperationspartnern für die gute Zusammenarbeit und wünscht allen schulischen Nutzerinnen und Nutzern viel Erfolg bei der Entdeckung der alltäglichen Umgebung, ihres Schulgebäudes.

Christiane Schick
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen



Respekt und Courage

Neugewinnung des Schlosses Gottesaue in Karlsruhe

*Graf Berthold von Hohenberg gründete 1094 ein Benediktinerkloster als Grab-
legestätte für sich und seine Familie, das den Namen „Gottesaue“ erhielt. In
der Reformation wurde das Kloster 1556 aufgelöst und verschwand in der
Folge fast spurlos, doch sein Name ging auf das Schloss über, das Markgraf
Ernst Friedrich von Baden-Durlach zwischen 1588 und 1598 an dessen Stelle
errichten ließ. Als höfisches Lustschloss erbaut und dreifach zerstört – die Ver-
wandlung der Kriegeruine zur Musikhochschule ist beispielhaft für die neue
Wertschätzung der Architekturgeschichte in den 1980er Jahren.*

Clemens Kieser

Der heutige Bau geht auf einen Entwurf des damaligen Straßburger Ratsbaumeisters Johannes Schoch (1550–1631) zurück, der 1582 bis 1584 fürstlicher Baumeister der Markgrafen von Baden-Durlach war (Abb. 1). Gottesaue ist eine eigenwillige Interpretation des Bautyps „Lusthaus“ als schmaler dreigeschossiger Rechteckbau mit viergeschossigen Ecktürmchen sowie einem Treppenturm an der westlichen Langseite des vornehmen Gebäudes, das durch ein strenges System aus Arkaden, Pfeiler- und Pilastervorlagen gegliedert wurde.

Drei Zerstörungen

Schloss Gottesaue erlebte eine wechselvolle Geschichte: Nach schweren Beschädigungen im Pfälzer Erbfolgekrieg 1689 brannte es 1735 bis auf die Außenmauern nieder. Da die Markgrafen von Baden-Durlach nach der Stadtgründung Karlsruhes das Interesse an dem Schloss verloren hatten, wurde es nur zweigeschossig mit dreigeschossigen Türmen wiederhergestellt (Abb. 2). In den folgenden zwei Jahrhunderten diente es erst als Fruchtspeicher für das markgräfliche Kammergut, ab



1 Schloss Gottesaue von Südwesten, 2019.

1818 als Kaserne, dann der Polizei, ehe es im Mai 1944 in einem Bombenangriff zum dritten Mal zerstört wurde (Abb. 3). Nach Abbrucharbeiten an der Schlossruine aufgrund der Einsturzgefahr blieb etwa die Hälfte der Außenwände zweier Geschosse stehen. 1974 belegte ein Gutachten, dass das Renaissance-Schloss durchaus rekonstruierbar sei. Schließlich fiel 1977 – gegen das Votum der Denkmalpflege – die Entscheidung, das Schloss wiederaufzubauen und die so gewonnenen Räumlichkeiten für die Musikhochschule zu verwenden.

Konzept dritter Wiederaufbau

Barbara Jakubeit, die Architektin des Wiederaufbaus, war sich der spezifischen denkmalfachlichen und moralischen Verantwortung bewusst, als sie fragte, „inwieweit wir heute überhaupt noch berechtigt sind, einen solchen Wiederaufbau durchzuführen oder zumindest bis zu welcher Grenze. Totale Renaissance oder totaler Barock-Wiederaufbau oder Fortschreibung der Geschichte?“ Die Planer verfolgten dann, dies ist durchaus als Besonderheit zu charakterisieren, keine Rekonstruktion, sondern sie behandelten die verbliebene Ruine als zu respektierende, architektonisch jedoch durchaus zeitgenössisch fortzuschreibende Grundlage. Moderne Fenster und Türen sollten die moderne Nutzung des Gebäudes nach außen sichtbar machen; im Inneren hielt man die Haustechnik von den historischen Außenwänden fern. Auch die neu geschaffenen Steinmetzarbeiten wurden auf originelle Weise als Zutat markiert, indem etwa



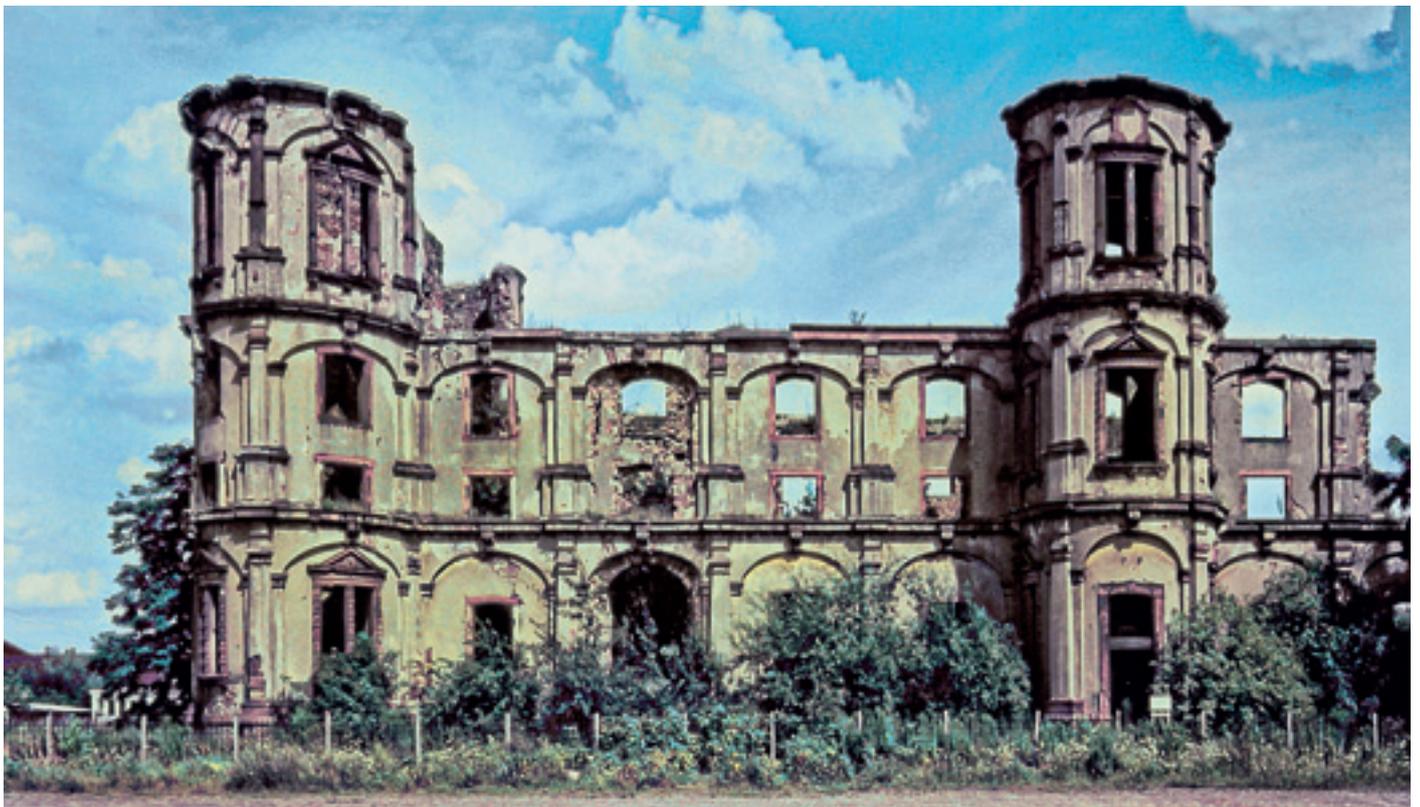
2 Ansicht des Schlosses von Südosten, um 1940.

Gegenstände wie ein Telefon, eine Cola-Flasche, ein Space-Shuttle (Abb. 6) oder – ganz im Sinne der Renaissance – das Konterfei der Architektin im neuen Fries bauplastisch eingefügt wurden.

Bautechnische Umsetzung

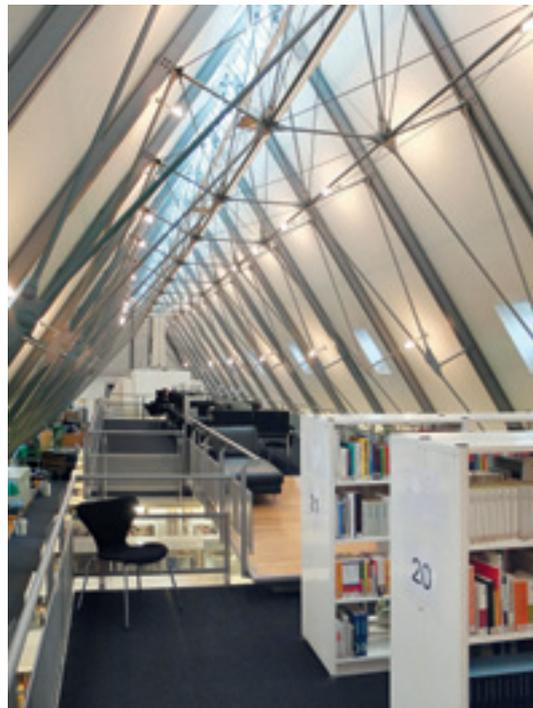
Die Stärke der erhaltenen Außenwand wurde mit modernen Steinmetzarbeiten weitergeführt, um ein geschlossenes Erscheinungsbild zu erreichen. So entstand ein 60 m langer und 12 m breiter Innenraum. Den Versorgungskern für Aufzug, Toiletten und Installationen platzierte man in einer

3 Westansicht der Kriegeruine, 1966.



4 Innenausbau mit Glasfuge und Kassettendecke, 2020.

5 Raumgewinn für Bücher: Stützenfreie Dachkonstruktion, 2020.

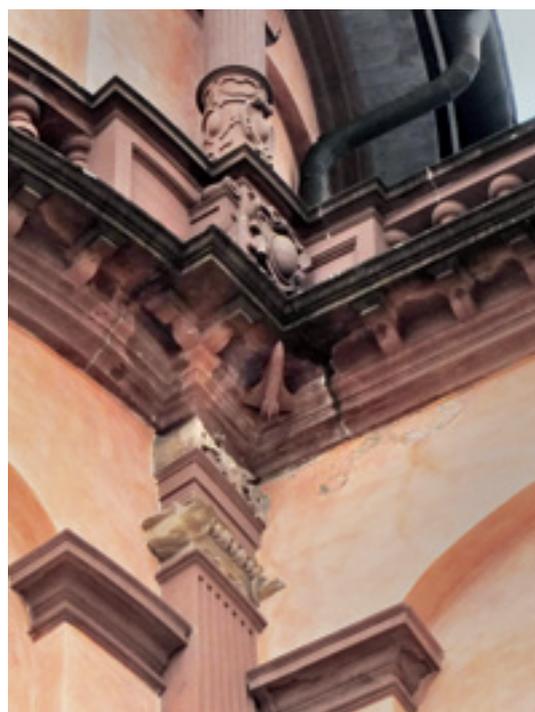


Weise, dass sich zwei unterschiedlich große Nutzungsbereiche ergaben. Alle Trennwände erhielten aus Gründen von Lichtführung und Akustik einen Winkel von 45 Grad zu den Außenwänden. Die Einbauten berühren das historische Gemäuer nicht: Sie demonstrieren durch raumhohe Glasschlitze sogar einen „Respektabstand“ (Abb. 4). Grundsätzlich kamen nur Werkstoffe zur Anwendung, die eine handwerkliche Bearbeitung zulassen. Wie in der Renaissance wurden Kassettendecken geformt, jedoch in unverputztem Stahlbeton. Wie für die Postmoderne typisch, spielen die Innenstützen durch schlichte Schmuckelemente auf historische Säulen an.

Geglückte Synthese von Alt und Neu

Auch in baustatischer und bautechnischer Hinsicht war der Wiederaufbau eine Meisterleistung. Die renommierte Karlsruher Ingenieurgruppe Bauen (Prof. Klaus Stiglat u. a.) sorgte für die Tragwerksplanung, die das Zusammenspiel von historischer und neuer Bausubstanz ermöglichte. So konnte der historische Keller mit seinem eindrucksvollen Gewölbe erhalten bleiben und zur Cafeteria werden. Markantester Beitrag der Ingenieure war jedoch das filigrane, über den First belichtete neue Dachwerk als unterspannte Stahlkonstruktion mit Dreigelenkbögen (Abb. 5). Als stützenfreier Raum wird der Dachraum heute als Hochschulbibliothek genutzt. Auch der historische Treppenturm erhielt durch die Ingenieure mit Treppe und Kuppel aus Stahl ein spektakuläres Innenleben.

Der Wiederaufbau von Schoss Gottesau ist eine überaus gelungene Synthese von Denkmalerhaltung und modernem Weiterbauen. In ästhetisch zurückhaltender, die historische Ruine respektierender Weise entstand ein architekturgeschichtlich bedeutsamer Hochschulbau, der in der nationalen und internationalen Fachwelt auf breite Anerkennung stieß. Der Bund Deutscher Architektinnen und Architekten Baden-Württemberg zeichnete ihn 1991 mit dem renommierten Hugo-Häring-Preis aus. 2017 wurde der Wiederaufbau in die Liste der Kulturdenkmale aufgenommen.



6 Zeichen der Zeit: Space-Shuttle am neuen Obergeschoss, 2020.

Dr. Clemens Kieser
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Karlsruhe

Ortstermin



Baulücke legt bauzeitliche Oberfläche frei Einblicke in die Herstellungstechnologie des Stuttgarter Tagblattturms

Aufgrund aktueller Bauarbeiten und dem damit verbundenen Abbruch des Nachbargebäudes Eberhardstraße 63, wurde eine bisher verbaute, bauzeitliche Oberfläche des Tagblattturms sichtbar. Anhand der beiden ehemaligen, in unterschiedlicher Höhe befindlichen Giebelanschlüsse ist deutlich zu erkennen, dass das nun abgerissene Nachbargebäude nachträglich aufgestockt wurde. Diese Tatsache sowie die unterschiedliche Materialfarbigkeit des Betons zwischen den Giebelanschlüssen führten zu der Annahme, dass es sich im unteren Abschnitt um die ungestaltete Rohbetonoberfläche und im oberen Abschnitt um die bauzeitliche Sichtbetonoberfläche handelt. Zur Überprüfung wurde auf Anregung des Landesamtes für Denkmalpflege im Juni 2020 eine Hubsteigerbefahrung durch den Bauträger ermöglicht. Am 5. November 1928 wurde der Stuttgarter Tagblattturm eingeweiht. Geplant von Ernst Otto Osswald, sollte er ein sichtbares Zeichen der wachsenden Macht und Bedeutung der Presse darstellen. Aufgrund der innerstädtischen Lage des „Stuttgarter Neuen Tagblatts“ blieb dem Architekten für die benötigte Nutzfläche nur der Weg in die Höhe. Deutlich wird dies anhand der Einbindung des Turmes in die bestehende Häuserzeile.

Der untere Wandabschnitt war daher nie als gestaltete Sichtfläche vorgesehen.

Osswald fertigte 1924 erste Skizzen an, die den Generaldirektor des Neuen Tagblatts Carl Esser begeisterten. Den unter Otto Osswald, Paul Bonatz, Heinz Wetzler und Hugo Keuerleber ausgelobten Wettbewerb gewann schließlich Osswalds Entwurf.

Die ursprüngliche Idee einer schalungsrauen Fassadengestaltung wurde im Planungsverlauf verworfen. Die Materialprüfanstalt Stuttgart entwickelte einen Beton mit warmtoniger Farbwirkung. Neben einem hochwertigen Zement wurde auf eine abgestimmte Gesteinskörnung Wert gelegt. Die Auswahl fiel auf eine Mischung aus Rheinsanden und -kiesen sowie Porphyrsplitt und -schotter. Die Sichtbetonoberfläche wurde abschließend steinmetzmäßig gestockt.

Im Laufe seiner bisherigen Standzeit fanden zwei Instandsetzungen statt. 1977 bis 1978 wurden die Oberfläche gereinigt sowie freiliegende Bewehrungsstäbe mit einem Korrosionsschutz versehen und mit einem kunstharzvergüteten Zementmörtel überzogen. Abschließend erhielt die gesamte Fassade einen Überzug mit einem Zementfeinmörtel und einer Acrylharzdispersion.

1 Links: Instandsetzungssystem von 2003; rechts: bauzeitlicher Sichtbeton

Zwischen 2001 und 2003 erfuhr der Sichtbeton des Tagblattturms eine erneute Behandlung. Der Schutzüberzug von 1978 wurde als nicht mehr funktionsfähig eingestuft und vollständig entfernt. Die weiteren Maßnahmen waren ähnlich denen der ersten Instandsetzung. Abschließend wurde jedoch ein dehnfähiges Schutzsystem aufgetragen. Dieses beinhaltete einen Mörtelauftrag im Spritzverfahren, sowie einen dreimaligen Farbauftrag. Um die ursprüngliche Oberfläche zu imitieren, sprenkelte man abschließend beige und graue Farbtupfer darüber. Beide Überarbeitungsphasen führten zu einer Materialreduzierung der Betonoberfläche und zu einer weitgehenden Überdeckung der bauzeitlichen Oberflächengestaltung. Das heute noch präsente Instandsetzungssystem von 2003 unterscheidet sich in seiner Oberflächenstruktur und Farbigkeit vom bauzeitlich gestalteten Sichtbeton (vergleiche Fotomontage Abb. 1). Dies zeigt sich deutlich bei der Betrachtung der Giebelanschlüsse.

2 Bauzeitlicher Sichtbeton zw. den beiden Giebelabdrücken des abgebrochenen Nachbargebäudes

Im direkten Vergleich der Oberflächen ist der gestalterische Anspruch im oberen Abschnitt zwischen den Giebelanschlüssen erkennbar. Neben der warmen Farbigkeit der Gesteinskörnung und des Zementes waren bei der Befahrung per Hubsteiger zudem vereinzelte Spuren der steinmetz-



mäßigen Oberflächenbearbeitung mittels Stockeisen erkennbar. Im unteren Abschnitt wirkt der Beton hingegen grau. Die Oberflächenbeschaffenheit des hier sichtbaren Konstruktionsbetons wird durch das Schalbrettmuster und durch herstellungsbedingte Inhomogenitäten wie beispielsweise Kiesnester und Schüttlinien bestimmt. Abbildung 2 veranschaulicht deutlich die Herstellungsunterschiede zwischen dem bewusst gestalteten Sichtbeton und der baukonstruktiv entstandenen Betonoberfläche.

Um derart besondere Ansprüche an Materialität und Herstellungstechnik im Vorfeld von Instandsetzungsmaßnahmen aufgreifen zu können, lässt das Landesamt für Denkmalpflege den Beton- und Stahlbetonbau in Baden-Württemberg nun systematisch aufarbeiten und Handlungsempfehlungen für die denkmalgerechte Instandsetzung entwickeln.

Quellen

Petra Bohnenberger: Tagblattturm Stuttgart – Baugeschichte und Erhaltung, in: Instandsetzung bedeutsamer Betonbauten der Moderne in Deutschland, Technisch – wissenschaftliches Symposium, hg. v. Prof. Dr.-Ing. Harald S. Müller und Dipl.-Wirt. Ing. Ulrich Nolting, Karlsruhe 2004.

Ernst Otto Osswald: Stuttgarter Neues Tagblatt 1928 – Zur Weihe des Tagblatt-Turmhauses am 5. November 1928, hg. v. Stuttgarter Neues Tagblatt, Stuttgart 1928.

Almuth Escher
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen



Bürgerschaftliches Engagement



„Liebe Gott über Alles – Den Naechsten wegen Gott“ Die geretteten Epitaphien des Pfarr-Rektors Herr in der Antoniuskapelle von Kuppenheim

Am Anfang war ein Trümmerhaufen und die Frage, ob eine Rettung der beiden Epitaphien des Kuppenheimer Pfarr-Rektors Franz Joseph Herr (1778–1837) noch möglich sei. Hilfreiche historische Bildquellen vom Originalzustand der Epitaphien fanden sich keine, aber zum Glück haben Biografen Herrs sie exakt beschrieben und die Inschriften wortgetreu zitiert. Um es vorwegzunehmen: Nach abenteuerlichen Widerfahrnissen stehen beide Epitaphien wieder in der von Markgraf Leopold Wilhelm von Baden 1670 gestifteten Antoniuskapelle in Kuppenheim, für die sie Herr bestimmt hat und in der seine Gebeine ruhen. Vermutlich hatte Herr die beiden Gedenksteine zur gleichen Zeit konzipiert. Die Epitaphien aus weiß-grauem Sandstein gleichen sich nicht nur in ihrer Gestalt und ihrem figürlichem Schmuck, sie sind auch durch ihre philosophisch-theologischen Aussagen verknüpft. Bei Umbauarbeiten an der Kapelle in den 1960er Jahren wurden die drei Meter hohen Epitaphien abgetragen und im städtischen Bauhof gelagert. Als der Bauhof 1999 ein neues Domizil bezog, verlagerte man die verbliebenen Einzelteile in das offene Gelände eines Regenrückhaltebeckens. Dort drohten sie, teils schon überwuchert, in Verges-

senheit zu geraten, bis der 2011 gegründete Arbeitskreis „Kleindenkmale in Kuppenheim und Oberndorf“ sich ihrer annahm und daraus sein erstes Projekt machte.

Bei einer ersten Sichtung der „Lagerstelle“ zusammen mit einem fachkundigen Kuppenheimer Steinmetzmeister im Jahre 2011 kamen nacheinander Einzelteile zum Vorschein: Sockel, Mittelstücke eines Kranzgesimses mit profiliertem Eierstab und assoziationsreiche Symbole (ein aufgeschlagenes Buch, eine brennende gesenkte Fackel und eine Sanduhr) sowie ein obeliskartiger Aufsatz. Es fehlten die in den Quellen beschriebene Urne und „die gebrochene Säule“ (Rögele 1927). Von den Skulpturen waren Teile abgebrochen. Wie sich nach der Vermessung von Einzelstücken und grober Säuberung in der Werkstatt des Steinmetz herausstellte, ließ sich das 1837 entstandene Epitaph wieder zusammenfügen. Das 1820 erstellte Epitaph war weit mitgenommener, zudem fehlte sein Obelisk. Während die konservierenden Maßnahmen finanziell vertretbar waren, erforderten die rekonstruierenden Maßnahmen eine höhere Summe. Nun stellten sich Fragen: Waren die Epitaphien dem Arbeitskreis diesen Aufwand wert? Besaßen



1 Franz Xaver Winterhalder, Porträt des Pfarr-Rektors von 1831.

sie eine stadtgeschichtliche oder gar darüber hinausgehende Bedeutung, die eine Restaurierung und Wiederaufstellung geboten erscheinen ließen? Würde ohne sie dem Ensemble Antoniuskapelle ein wichtiger Bestandteil fehlen? War es vor allem ein Gebot der Pietät gegenüber dem Pfarr-Rektor, die Epitaphien der Kapelle zurückzugeben? Schließlich hatte Herr das Gotteshaus 1818/19 wieder nahezu neu erbauen lassen, zum Großteil auf eigene Kosten, und mit den Epitaphien die Erinnerung an seine „Eltern, Voreltern, Lehrer, Wohltäter, Freunde und Feinde“ und an ihn selbst verewigen wollen. War es vertretbar, den fehlenden Obelisk des Epitaphs von 1820 durch einen neuen zu ersetzen? Sollte man sich zur Not mit der Rettung wenigstens eines Epitaphs, des weniger beschädigten von 1837, zufriedengeben?

Herr, allem Anschein nach ein unehelicher Sohn des Markgrafen und späteren Großherzogs Karl Friedrich von Baden (1728–1811), war von 1809 bis 1837 Stadtpfarrer von Kuppenheim mit dem Titel eines Pfarr-Rektors (Abb. 1). Er war eine Persönlichkeit, die im kirchlichen und politischen Leben des Großherzogtums Baden eine bedeutende Rolle spielte. 1836 stand er sogar auf der Kandidatenliste zur Wahl des Erzbischofs von Freiburg. Viele Jahre lang war er Abgeordneter der zweiten badischen Kammer, wo er sich zum Verdruss des

Großherzogs zusammen mit den Freisinnigen mit Erfolg für die Abschaffung der Pressezensur und des Wahlzensus einsetzte. Die Städte Kuppenheim und Baden-Baden verliehen ihm die Ehrenbürgerwürde. Kuppenheim verdankt ihm neben der wiedererbauten Antoniuskapelle auch den Neubau der durch Brand zerstörten Pfarrkirche St. Sebastian.

Die stadt- und regionalgeschichtliche Bedeutung Herrs gab den Ausschlag für das Rettungsprojekt des Arbeitskreises. Als Bündnispartner gewann er die Stadt Kuppenheim, die katholische Pfarrgemeinde und den örtlichen Historischen Verein. Deren Beiträge und private Spenden sicherten jeweils hälftig die Finanzierung.

Das Epitaph von 1837 konnte bereits 2012, ein Jahr nach der Bergung der Trümmer, in die Antoniuskapelle zurückkehren (Abb. 2). Neben der Reinigung benötigte es vor allem konservierende Arbeit. Der instabile Untergrund war zu festigen; Fehlstellen waren zu ergänzen, Bruchstellen zu stabilisieren, Buchstaben durch farbliches Untermalen leserlich zu machen. Verloren gegangene Symbole wurden nicht ersetzt, so bezeugen nur noch die kreisförmig angeordneten Befestigungslöcher in einer Quelle 1949 beschriebenen „Kranz mit 12 Rosen“ (Stiefvater 1949). Mit einem Festvortrag des Leiters des Diözesan-Archivs Freiburg, Dr. Christoph Schmider, wurde die Rückkehr des Epitaphs in die Kapelle gefeiert. Sein Thema nahm eine Inschrift des Epitaphs auf: „Liebe Gott über alles, den Nächsten wegen Gott“.

Acht Jahre später konnte das Epitaph von 1820 den Platz gegenüber seinem Zwillingstück einnehmen. Erforderlich waren diesmal nicht nur Ausbesserungs- und Konservierungsarbeiten, sondern auch der Ersatz verlorener Teile, nämlich des Basissteins und des Obeliskens. Der Sinnzusammenhang zwischen den Aussagen auf dem Obeliskens und den Worten auf den Seiten des aufgeschlagenen Buches zu seinen Füßen sollte erhalten bleiben.

Literatur

Karl Rögele: Franz Josef Herr, Pfarrektor zu Kuppenheim 1778–1837. Ein Lebensbild aus der Gründungsgeschichte der Erzdiözese Freiburg, Karlsruhe 1927.
Oskar Stiefvater, Auflistung der Kuppenheimer Bau- und Denkmäler (1949), Stadtarchiv Kuppenheim Reg. A 1768

Dr. Albrecht Klingsporn
Arbeitskreis Kleindenkmale in Kuppenheim und Oberndorf
Sebastianstraße 27
76456 Kuppenheim



2 Epitaph für Franz Joseph Herr von 1837.

Denkmalporträt



Einkehr und Versammlung Das katholische Gemeindezentrum St. Paul in Heidelberg

Im Süden Heidelbergs rollten im Frühjahr 1960 die Bagger an, um Schneisen in den Stadtwald zu schlagen. Fernab der Enge der romantischen Altstadt entstand an einem malerischen Westhang in kürzester Zeit eine Heimat für rund 6000 Menschen, die sogenannte Waldparksiedlung Boxberg. Um 1962 bezogen die ersten Familien ihre Wohnungen. Was ihnen fehlte, waren Gemeinschaftseinrichtungen. Daher beschloss die Katholische Gesamtkirchengemeinde Heidelberg 1965, ein Gemeindezentrum als sozialen Treffpunkt errichten zu lassen. Man wollte einen Ort der Begegnung schaffen, der allen Bewohnern offen steht. Diese Idee spiegelt sich im umfangreichen Bauprogramm wider, zu dem ein Gemeindehaus, eine Kirche, ein Kindergarten, ein Pfarrhaus und nicht zuletzt auch Jugendräume zählten. Als Bauplatz war ein nach Westen abfallendes Grundstück an einer zentralen Straßenkreuzung vorgesehen.

Mit der Planung des Gemeindezentrums wurde der ortsansässige Architekt Lothar Götz (1925–2018) beauftragt. Götz hatte unmittelbar nach Kriegsende 1946 an der Technischen Hochschule Karlsruhe ein Architekturstudium begonnen, das er 1950 „mit Auszeichnung“ abschloss. Danach entwarf der junge Absolvent zunächst Tankstellen in der Bauabteilung eines Mineralölkonzerns, ehe

er 1953 als Assistent des renommierten Architekten und Hochschullehrers Egon Eiermann an die Karlsruher Hochschule zurückkehrte. Parallel zu dieser Tätigkeit eröffnete Götz 1955 ein eigenes Architekturbüro in Heidelberg. Mit progressiven Entwürfen wie etwa den Schwestern- und Personalgebäuden des Universitätsklinikums (1959–1974) brachte er die architektonische Moderne in die Stadt am Neckar.

Das Gemeindezentrum wurde in drei Bauabschnitten zwischen 1965 und 1972 errichtet. Es entstand an einer sensiblen Stelle im Siedlungskontext: Wer die Siedlung ansteuert, passiert das Gemeindezentrum zwangsläufig. Ein Entwurfsziel war es, eine zentralisierende Wirkung in der von Wohnhäusern geprägten Umgebung zu entfalten. Um dieses Ziel zu erreichen, entwickelte Götz den Plan eines großzügigen Hofes mit einer dreiseitigen Bebauung (Abb. 2). Der quer zum Hang gestellte Südflügel umfasst die Gemeinde- und Jugendräume sowie den Kindergarten. Daran schließt sich der parallel zum Hang verlaufende Mitteltrakt an, in dem Wohnungen und das Pfarrbüro liegen. Nördlich davon erstreckt sich die Kirche, die wieder quer zum Hang gestellt ist. Mit Abtreppungen und Stützwänden gliederte der Architekt den Hof in mehrere Terrassen. So sollte der Hof einerseits der

1 *Gemeindezentrum St. Paul, Vorplatz und Kirchenbau von Südosten, Aufnahme 2020.*

Glossar

Sheddach

auch Sägezahndach, parallel angeordnete Pultdachzüge zur Belichtung großflächiger Hallen, aus dem Industriebau stammend.

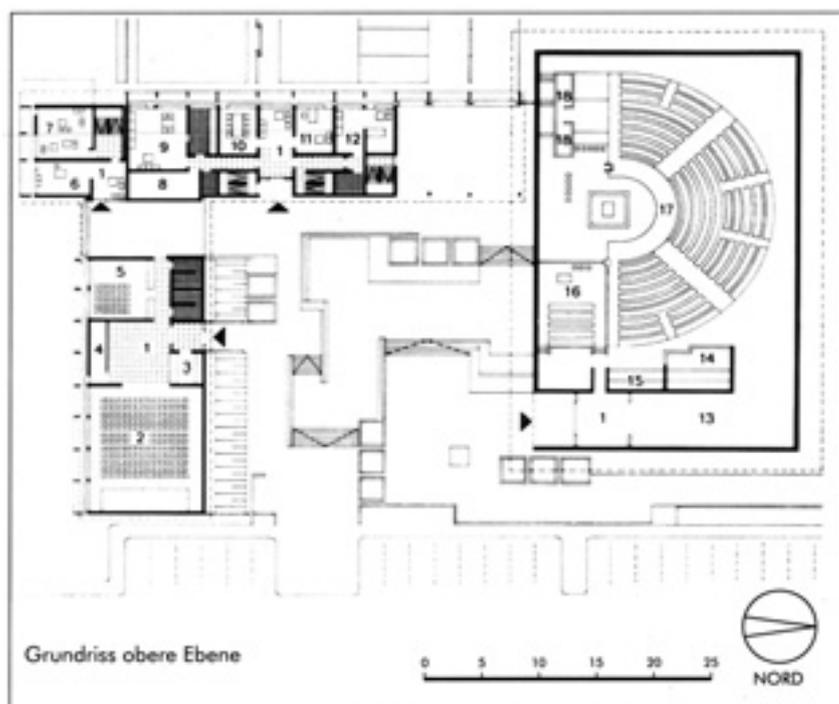
Afrosmosia

Holz von *Pericopsis elata*, heimisch im tropischen Afrika, inzwischen im Washingtoner Artenschutzübereinkommen (CITES) gelistet.

Hinterlüftete Fassade

Außenwandkonstruktion aus mehreren Schichten, äußere Schicht dient dem Schutz vor Witterungseinflüssen, durch Luftraum von Tragkonstruktion getrennt.

2 *Grundriss Zugangsebene: 17 Kirche, 16 Werktagkirche, 2 Gemeindesaal, 8–12 Pfarrhaus.*



Kommunikation der Bewohner des neuen Stadtteils dienen und andererseits dafür sorgen, dass der Kirchenbesucher sich auf dem Weg zum Gottesdienst besinnen kann.

Bestimmt wird die Gestaltung der Anlage durch den künstlerischen Einsatz verschiedener Betonoberflächen. Großformatige Waschbetonplatten überziehen die Hoffläche (Abb. 1). Ursprünglich präsentierten sich die Wände in schalungsrauem Sichtbeton, der von den horizontalen Abdrücken der Schalbretter gegliedert wurde. Inzwischen ist dieser Eindruck durch einen Schutzanstrich beeinträchtigt. Südflügel und Mitteltrakt, eingeschossige, kubische Bauten unter einem Flachdach, besitzen eine hinterlüftete Fassade aus silberfarbenen Aluminiumpaneelen. Eine überstehende Attika aus Sichtbeton-Elementen schützt sie. Die Süd- und Westfassaden sind mit bodentiefen Verglasungen offener gestaltet als die Hoffronten. Ein schlankes Betongerippe wurde hier vor die Fassade gestellt. In Kontrast zum Beton steht die filigrane Drahtverspannung, die Götz als Brüstung einsetzte.

Gegenüber den niedrigeren Trakten wird die Kirche durch ihre Höhe und die nach außen „kippende“ Attika deutlich hervorgehoben. Die Erschließung erfolgt über ein in die Südwand eingeschnittenes Rechteckportal. Mittels geschickter Lichtführung leitet der Architekt den Besucher aus dem dunklen Vorraum in die Taufkapelle und in den Hauptraum der Saalkirche, der zum Altar hin wie bei einem Amphitheater abfällt. Zwar vermittelt die Kirche äußerlich den Eindruck eines scheinbar fensterlosen Monoliths, im Inneren ist sie jedoch alles andere als dunkel. Hinter der markanten Attika verbergen sich Sheddächer, die die



gesamte Dachfläche überziehen. Diese Oberlichter und die eingehängten hölzernen Deckentafeln sorgen für gleichmäßiges, gedämpftes Licht. Wenige Materialien beherrschen den Raum: Sichtbeton an den Wänden, tropisches Afrosmosia-Holz für Sitzbänke und die abgehängte Decke sowie graue Pflastersteine als Bodenbelag. Zur bauzeitlichen Ausstattung zählen das Altarkreuz, gestaltet von Josef Henger, Ravensburg, der Tabernakel und die Orgel. In dieser Raumdisposition spiegeln sich die neuen liturgischen Ansätze des Zweiten Vatikanischen Konzils wieder, Priester und Gemeinde rückten näher zusammen. Der Altar markiert nicht den höchsten, sondern den tiefsten Punkt des Raums, der alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Die gesamte Gestaltung folgt so den Prinzipien der Einkehr und Versammlung.

Literatur

Katharina Ackermann/ Wolfram Felke/Friedlinde Möllring: Lothar Götz. Bauten in Heidelberg. Dokumentation. Heidelberg 2010, S. 89–101.

Maximilian Kraemer: Die Waldparksiedlung Heidelberg Boxberg. Von der Baracke zum Penthouse. Heidelberg 2019 (unveröffentlichte Masterarbeit an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg).

Bauwelt (Heft 34) 1975, S. 954–958.

„sanct paul“, Festschrift zur Kirchweihe am 28. Mai 1972, Heidelberg 1972.

Maximilian Kraemer M. A.
Herrenalberstraße 28
68239 Mannheim

Rezension

Juliane Haubold-Stolle/Thomas Kersting/
Claudia Theune et al.
Ausgeschlossen.
Archäologie der NS-Zwangslager

Ausstellungskatalog Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege, Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin, Bebra Verlag 2020, 231 Seiten, ISBN 978-3-89809-177-0, 24 Euro

Wer die Hauptstadt auf der Autobahn Richtung Westen verlässt, kommt am ehemaligen Grenzübergang Dreilinden vorbei. Der Gebäudekomplex mit der auffälligen 70er-Jahre-Architektur steht heute unter Denkmalschutz. Gleich neben der Anschlussstelle Kleinmachnow liegt ein großes Gewerbegebiet mit Sportanlage. Unsichtbar für Fahrer und Fußballspieler ist die NS-Vergangenheit des Ortes als Zwangslager eines Rüstungsbetriebes. Zwischen 1938 und 1945 schufteten hier fast 3000 Zwangsarbeiter in der Dreilinden Maschinen AG, einer Tochterfirma der Carl Bosch AG, unter unmenschlichen Bedingungen, um Anlasser und Einspritzpumpen für Flugzeuge und Fahrzeuge der Wehrmacht herzustellen. Nach Kriegsende wurde der Betrieb demontiert. Teile der bis zu 100 Meter großen Werkhallen wurden bis zum Bau der Berliner Mauer weitergenutzt, nach dem 13. August 1961 sukzessive aufgegeben, bis 1972 die Errichtung des Grenzübergangs Dreilinden das Gelände zum Sperrgebiet machte. 20 Jahre nach Überwindung der Deutschen Teilung beschloss die Gemeinde Kleinmachnow die Umnutzung des Geländes als Gewerbegebiet, was archäologische Untersuchungen nach sich zog. Dabei zeigten sich die Spuren der jüngeren Vergangenheit in einem ungeahnten Ausmaß.

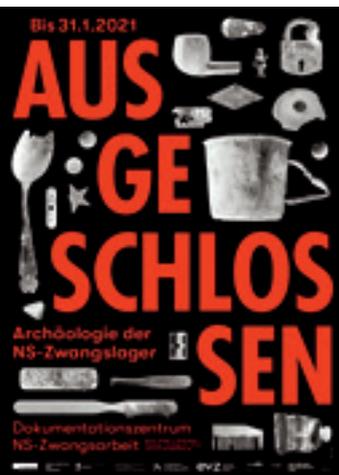
Von 2003 bis 2019 legten Archäologen diese Relikte Stück für Stück frei. Sie dokumentierten die Werkhallen, die Grundrisse der Baracken, in denen die Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge untergebracht waren, und fanden Zeugnisse des Lageralltags, wie Warnschilder, Werkzeugmarken, Keramik und Geschirr. Besonders eine Tasse mit der Aufschrift „Amt für Schönheit der Arbeit“ zeigt, dass kaum zu überbietender Zynismus ein Teil der NS-Zwangsherrschaft über Millionen Menschen war, die in den rund 44.000 Lagern im gesamten NS-Herrschaftsbereich ihrer Freiheit beraubt, ausgebeutet und systematisch durch härteste körperliche Arbeit der physischen Vernichtung ausgesetzt waren.

Kleinmachnow ist nur eins von 22 Beispielen archäologisch erschlossener NS-Zwangslager aus

Berlin und Brandenburg, die der in sieben Kapiteln klar gegliederte und mit sechs Essays thematisch übersichtliche Katalog präsentiert. Besonders beeindruckend sind über 300 zum Großteil erstmalig gezeigte Funde aus diesen Grabungen: Kämme, Löffel, Essnapfe und Zahnbürsten, die zum wenigen gehörten, was den Häftlingen als persönlicher Besitz verblieb. Die polnische Zwangsarbeiterin Wanda Zatrzyk, Überlebende der Dreilinden Maschinen AG, berichtete, dass die Menschen in den Lagern „Nummern mit einem Beutel waren“. Viele der Funde stammen aus diesen Beuteln, die den meist unbekannt gebliebenen Häftlingen aus den KZ in Sachsenhausen oder Ravensbrück oder den Zwangslagern in Rathenow oder Berlin Schöne-weide gehörten. Als einmalige Zeugnisse einer unbeugsamen Individualität berühren besonders die von den Zwangsarbeitern gefertigten Löffel, Gabeln und Messer. Denn die notorisch unterernährten Gefangenen löffelten ihre Suppe zum Teil aus selbstgefertigten Blechnäpfen. Während der Katalog vermerkt, dass Löffel die Hauptgruppe der persönlichen Funde darstellen, war der Besitz eines Messers lebensgefährlich und wurde bei Entdeckung mit dem Tode bestraft. Heimlich und aus Materialresten zusammengefügt erinnert ein Messer aus Oranienburg an steinzeitliche Artefakte und wird damit zum expliziten Beweisstück der NS-Barbarei.

Die Archäologie der Zeitgeschichte, so die Autoren, ist in Berlin und Brandenburg auch in der politischen Bildung erfolgreich. In Kooperation mit Jugendlichen eines Sommercamps wurden Reste eines ehemaligen Lagers bei Treuenbrietzen freigelegt. Dort fanden sich in großer Zahl sogenannte Adrema-Tafeln, blecherne Datenträger, die es möglich machten, Namen von Zwangsarbeitern zu rekonstruieren und, in Kooperation mit den Arolsen Archives, sogar deren Angehörige ausfindig zu machen. Beispielsweise war Stergio Foufas, geboren 1910, ein Polizist aus Athen, der 1944 zusammen mit 247 anderen Griechen ins Zuchthaus Brandenburg-Görden verschleppt wurde. Ohne die Archäologie wüsste niemand von seinem Schicksal, da alle Unterlagen vernichtet wurden. Die Jugendlichen erleben im Sommercamp, dass Geschichte plötzlich ganz nah ist, in den eigenen Händen liegt und begriffen werden kann – sie werden mit ihren Erfahrungen anders als vorher über die NS-Zeit denken.

Wer die Berichte von Zeitzeugen kennt, denen das Klappern Tausender Holzschuhe auf dem Pflaster von Oranienburg noch Jahrzehnte nach Auflösung des KZ Sachsenhausen in den Ohren hallte, weiß, dass das Zwangslagersystem nicht im Verborgenen, sondern in aller Öffentlichkeit stattfand und zur Einschüchterung der Bevölkerung diente. Damit der Kern der NS-Herrschaft als Unterdrückungs-



system auch für nachfolgende Generationen erfahrbar wird, sollte der Besuch von Ausstellungen wie dieser im Unterricht verpflichtend sein. Erst in jüngerer Zeit beginnt sich die Archäologie auch in anderen Bundesländern mit den Hinterlassenschaften des Dritten Reiches zu beschäftigen, etwa das Projekt zur denkmalfachlichen Evaluierung der Standorte des KZ-Komplexes Natzweiler in Baden-Württemberg. Die Bedeutung und Tragweite dessen unterstreicht die Ausstellung „Ausgeschlossen. Archäologie der NS-Zwangslager“, die von 26. Mai 2020 bis 31. Januar 2021 im Dokumentationszentrum NS-Zwangslager in Berlin zu sehen war und nun im Archäologischen Landesmuseum in Brandenburg an der Havel gezeigt wird. Sie ist ein Must-see – besonders in Zeiten mit zunehmend rechtsnationalistischen Tendenzen wie heute. Thomas Claus

Mitteilungen

Verleihung des Archäologie-Preises Baden-Württemberg 2020

Am 7. Oktober 2020 wurde im Weißen Saal des Neuen Schlosses in Stuttgart der Archäologie-Preis des Landes Baden-Württemberg im pandemiebedingt sehr kleinen Kreis unter Verzicht auf Festvortrag und anschließenden Empfang überreicht. Das Preisgeld von im Jahr 2020 insgesamt 17 000 Euro wurde von der Wüstenrot Stiftung zur Verfügung gestellt und vom Landesamt für Denkmalpflege zusammen mit der Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern e.V. und dem Förderkreis für Archäologie in Baden e.V. ausgelobt. In diesem Jahr entschied die Fachjury, drei ehrenamtlich Beauftragte der Landesarchäologie und die Vertreter eines Vereins auszuzeichnen. Sie erhielten den Preis für ihr langjähriges Engagement in der Erforschung und für den Erhalt des kulturellen Erbes ihrer Heimatregion, bei der Unterstützung archäologischer Untersuchungen und für die lebendige Vermittlung archäologischer Inhalte. „Ehrenamt erfordert Einsatz, Kreativität, Eigeninitiative, Ausdauer und Verlässlichkeit. Diese Eigenschaften und die Liebe zur Archäologie sind Antrieb für das herausragende ehrenamtliche Engagement der diesjährigen Preisträger würdigte Katrin Schütz, Staatssekretärin im Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau – der obersten Denkmalschutzbehörde des Landes – die Preisträger in ihrer Laudatio. Im Anschluss daran übergab sie allen Preisträgern eine Urkunde und Nachbildungen der Goldschale aus dem keltischen Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf, dessen Entdeckung ehrenamtlichem Engagement zu verdanken ist.

Den mit 8000 Euro dotierten Hauptpreis teilen sich Günter Kreß aus Meckesheim im Rhein-Neckar-Kreis und Winfried Poldrack aus Salach im Landkreis Göppingen. Den mit 4000 Euro dotierten Förderpreis überreichte die Staatssekretärin an den „Verein aktiver Langenenslinger Bürger für Heimat, Archäologie und Tradition e. V.“ (ALB-HAT) im Landkreis Biberach. In diesem Jahr wurde erstmals ein zusätzlicher Sonderpreis von 5000 Euro ausgelobt, den Hans-Jürgen van Akkeren aus Kenzingen im Landkreis Emmendingen erhielt. Der Hauptpreisträger Günter Kreß ist seit 30 Jahren ehrenamtlich im Rhein-Neckar-Kreis und für das Kurpfälzische Museum Heidelberg tätig. Initialzündung für sein Engagement war die fast schon anekdotisch anmutende Entdeckung antiker Scherben im heimischen Gemüsebeet, denn Günter Kreß machte seine ersten Funde tatsächlich beim Umgraben des eigenen Gartens und nahm daraufhin erstmals Kontakt mit der Landesarchäologie auf. Seit dem Jahr 2000 ist er offiziell als ehrenamtlich Beauftragter für die archäologische Denkmalpflege tätig. Er führt regelmäßig Feldbegehungen und Baustellenbegleitungen durch, bei denen zahlreiche Funde zutage getreten sind. Zudem unterstützt er die Landesarchäologie bei verschiedenen Ausgrabungen und geomagnetischen Messungen und führte Notbergungen durch, wie zum Beispiel im Industriegebiet „Hummelberg“ in Sinsheim, im Neubaugebiet „Rainbrunnen“ und am mittelalterlichen Knüppeldamm in Meckesheim. Dank seiner Begehungen und Beobachtungen konnten viele neue und wichtige Fundstellen dokumentiert werden, deren Denkmalsubstanz ohne ihn verloren gegangen wäre, wie zuletzt der römische Kalkbrennofen im Neubaugebiet „Ambelwiesen“ von Eschelbronn. Sein Wissen gab und gibt er auch öffentlichkeitswirksam in Vorträgen und einer Broschüre über Archäologie und Geschichte von Meckesheim weiter, seine Entdeckungen wurden bereits regional ausgestellt. Auch der zweite Hauptpreisträger Winfried Poldrack wirkt seit über 30 Jahren für die Landesarchäologie als ehrenamtlicher Mitarbeiter. Er fuhr in seiner Jugend zur See, was seine Leidenschaft für die Geschichte und für fremde Kulturen weckte. Nach seiner Rückkehr nach Göppingen schloss er sich Mitte der 1980er Jahre dem „Archäologischen Arbeitskreis“ des dortigen Geschichts- und Altertumsvereins an und gehört seitdem zum Kreis der ehrenamtlichen Mitarbeiter der Kreisarchäologie. Seit 2002 wirkt der (Un)-Ruheständler bei fast allen Sondierungen, Notbergungen, Ausgrabungen und Geländebegehungen mit, führt Baustellenbegleitungen durch und unterstützt die Kreisarchäologie bei der Fundbearbeitung. Ein Highlight seiner Arbeit war die wissenschaftliche Freilegung und Dokumentation der Fossilagerstätte „Fisch-



saurierfriedhof Eislingen“ zwischen 2002 und 2006. Er war an zahlreichen Ausstellungsprojekten und Sonderveranstaltungen im Landkreis Göppingen beteiligt und engagierte sich dort für die Wissensvermittlung. Hierfür nutzte er sein weitgefächertes Wissen und setzte vor allem auch seine experimentalarchäologischen Kenntnisse für seine museumspädagogische Arbeit ein. Immer auf Basis des aktuellen Forschungsstandes zeigte er im Museum, im Projektunterricht und zuletzt auch bei sich zu Hause Kindern und Jugendlichen, wie die Menschen in der Vergangenheit lebten, jagten und ihre Geräte herstellten. Darüber hinaus ist ihm eine Reihe von eindrucksvollen Installationen zu verdanken, darunter die Rekonstruktion des jungsteinzeitlichen Hauses auf dem Freigelände des Stadtmuseums von Göppingen.

Stellvertretend für die 30 Mitglieder des „Vereins aktiver Langenenslinger Bürger für Heimat, Archäologie und Tradition e. V.“ (ALB-HAT) nahmen dessen Vorsitzende Petra Fichtl und Walter Wachter den Förderpreis aus den Händen der Staatssekretärin entgegen. Der Verein hat sich 2016 gegründet, um zunächst Teile eines originalen Mauerabschnittes der hallstattzeitlichen Monumentalanlage „Alte Burg“ auf einem Bergsporn im Wald bei Langenenslingen zu erhalten. Langfristiges Ziel des Vereines ist unter anderem, die Entdeckungen, die im Rahmen eines Forschungsprojektes am Landesamt für Denkmalpflege auf der „Alten Burg“ bei Langenenslingen gemacht

werden, der Nachwelt zu erhalten. Zunächst wurden Teile einer mächtigen Mauer gesichert und öffentlich zugänglich gemacht. Dabei stellte die Topografie den Verein vor besondere Herausforderungen: Der relevante Mauerabschnitt steht mitten im Wald, ist schwer zugänglich und mit Maschinen kaum erreichbar. Deshalb sicherten und restaurierten die Vereinsmitglieder 2018/2019 nach Feierabend und in ihrer Freizeit, in gut 3700 ehrenamtlich geleisteten Arbeitsstunden, den ausgewählten Mauerabschnitt aus Originalmaterial von Hand. Seitdem kann man sich vor Ort ein Bild vom architektonischen Know-how der frühen Kelten machen.

Der Preisträger des erstmals vergebenen Sonderpreises, Hans-Jürgen van Akkeren aus Kenzingen im Landkreis Emmendingen, verkörpert einen neuen Typus von ehrenamtlichen Mitarbeitern der Denkmalpflege. Er setzt moderne digitale Methoden sowohl für die Vermittlung als auch für die Organisation ehrenamtlicher Arbeit ein. Seit 2010 ist er ehrenamtlicher Mitarbeiter der Landesarchäologie für den Landkreis Emmendingen. Bereits 1999 richtete er seine Homepage www.breisgaurburgen.de ein, die sich bis heute großer Beliebtheit erfreut und wesentlich zur Vermittlung archäologischen und historischen Wissens beiträgt. In Abstimmung mit dem Landesamt für Denkmalpflege entwickelte er eine Internetplattform, die derzeit von 114 Ehrenamtlichen als Plattform für den Austausch untereinander und als Wissensspeicher ge-

v.L.: Barbara Walder (Wüstenrot Stiftung), Prof. Dr. Claus Wolf (Landesamt für Denkmalpflege), Staatssekretärin Katrin Schütz (Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau), Joachim C. Schielke (Wüstenrot Stiftung), Günter Kreß (Hauptpreis), Petra Fichtl (Verein ALB-HAT, Förderpreis), Winfried Poldrack (Hauptpreis), Walter Wachter (Verein ALB-HAT, Förderpreis), Hans-Jürgen van Akkeren (Sonderpreis).

nutzt wird. Hans-Jürgen van Akkeren widmet sich mit großem Sachverstand der wissenschaftlich fundierten zeichnerischen Rekonstruktion historischer Stätten. Autodidaktisch hat er dafür eine überzeugende Methode entwickelt: Auf Grundlage von digitalisierten Daten aus der Denkmalpflege und digitaler Geländemodelle erstellt er Pläne und historische Rekonstruktionen, die abschließend getuscht und aquarelliert werden. Die so entstandenen Zeichnungen und Filme stellt er der Landesarchäologie kostenfrei für Ausstellungen, Vorträge und Publikationen zur Verfügung. So profitierte 2019/2020 zum Beispiel die große Ausstellung „freiburg.archäologie“ zum Stadtjubiläum Freiburgs entscheidend von seinen Werken.

„Es ist der Wüstenrot Stiftung eine besondere Freude, auch in diesem besonderen Jahr den renommierten Archäologie-Preis Baden-Württemberg vergeben zu können. Er soll den Preisträgern Würdigung, Ehre und Ansporn zugleich sein!“, sagte Joachim E. Schielke, Vorstandsvorsitzender der Wüstenrot Stiftung in seinem Grußwort. Dafür dankte Prof. Dr. Claus Wolf, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart und Vorsitzender der Preisjury in seiner Rede der Wüstenrot Stiftung ausdrücklich und betonte, wie bedeutend der Beitrag der ehrenamtlichen Mitarbeiter für die Landesarchäologie nach wie vor ist.

Heimatmedaille Baden-Württemberg verliehen

Für ihre Verdienste um die Heimat hat Kunstinministerin Theresia Bauer auch 2020 wieder mehrere Persönlichkeiten mit der Heimatmedaille Baden-Württemberg ausgezeichnet. Ein großer Festakt zur Preisverleihung musste aufgrund der Corona-Pandemie dieses Jahr entfallen, weshalb es leider auch kein Gruppenbild der Geehrten gibt.

Die Bandbreite des Engagements der Geehrten ist groß: Sie reicht von der Orts- und Regionalgeschichtsforschung über die Landeskultur, die Brauchtumpflege, die Mundart und die Archäologie bis hin zur Integrationsarbeit.

„In einem besonderen Jahr wie 2020, in dem viele Menschen Bezugspunkte und ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit suchen, wird uns wieder bewusst, welche große Bedeutung Heimat für die Menschen hat. Heimat ist dabei kein musealer Gegenstand. Heimat wird gelebt. Wenn sich Bürgerinnen und Bürger aktiv in das gesellschaftliche Leben einbringen, dann ist das auch gelebte Demokratie“, sagte die Ministerin bei der Feier, die dieses Jahr aufgrund der Corona-Pandemie im kleinen Kreis im Neuen Schloss in Stuttgart stattfand. Die Trägerinnen und Träger der Heimatmedaille 2020 sind:

- Reingard Betz-Palmer, Reutlingen
- Camilla Glatz, Pforzheim
- Ursula Lydia Göggelmann, Reutlingen
- Peter Kalchthaler, Freiburg
- Dr. Franz Littmann, Pforzheim
- Hartmut Riehl, Sinsheim
- Dr. Gustav Schöck, Stuttgart
- Prof. Dr. Wilfried Setzler, Tübingen
- Monika Stecher-Bartscher, Ohlsbach

Unter diesen neun haben sich Camilla Glatz, Peter Kalchthaler und Hartmut Riehl auch um das archäologische und bauliche Kulturerbe verdient gemacht, indem sie beispielsweise mittels einer digital gestützten Führung durch das Besucherbergwerk Frischglück in Neuenbürg oder einer GPS-Rallye zur Wasserwirtschaft der Zisterzienser in Maulbronn die Vermittlung auch an junge Zielgruppen unterstützten, sich für die Freiburger Münsterbauhütte engagierten bzw. die Burgen und Schlösser des Kraichgaus aufarbeiteten. Doch auch Dr. Gustav Schöck und Prof. Dr. Wilfried Setzler sind in diesem Zusammenhang zu nennen. Ersterer wirkte zum Beispiel beruflich und ehrenamtlich in der Jury für die Förderpreisvergabe „Heimatspflege/Denkmalerschutz“ mit und unterstützte das Freilichtmuseum Beuren im Beirat, letzterer trug maßgeblich zur Aufarbeitung und Vermittlung der Tübinger Stadtgeschichte bei. Ihnen allen möchten wir an dieser Stelle zur Auszeichnung mit der Heimatmedaille gratulieren und Ihnen für Ihr großes Engagement ganz herzlich danken.

Tag des offenen Denkmals 2021 unter dem Motto „Sein & Schein: in Geschichte, Architektur und Denkmalpflege“

Mit dem Motto „Sein & Schein: in Geschichte, Architektur und Denkmalpflege“ hat die Deutsche Stiftung Denkmalschutz für den Tag des offenen Denkmals 2021 ein Thema ins Blickfeld gerückt, das eine Hommage an die kreative Ausdrucksweise der Künstler, Architekten und Restauratoren der Vergangenheit und der Gegenwart darstellt. Bereits seit der Antike wurden kreative Ausdrucksmittel, wie beispielsweise Illusionsmalerei, Spiegelflächen, Blendfenster und -türen, Quaderputz oder Rustizierung eingesetzt, um optische Täuschungen zu erschaffen und Denkmale zu ihrem Vorteil in Szene zu setzen: sei es, um triste Wände in paradiesische Landschaften zu verwandeln, oder um die im Barock so wichtige Symmetrie an einer Fassade zu suggerieren.

Nicht nur früher wurden die Techniken und zahllosen Möglichkeiten des „Scheins“ genutzt, um etwas nicht Vorhandenes oder Verfallenes des „Seins“ erneut wahrnehmbar zu machen. Die



Denkmalpflege des 21. Jahrhunderts bedient sich sowohl im Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege als auch der archäologischen Denkmalpflege modernster Mittel, um verschwundene Gemälde, zerstörte Architektur oder kleinste Denkmale wieder erlebbar zu machen. Durch Virtual Reality (VR) können Archäologen inzwischen eine längst vergangene Welt visuell auferstehen lassen. Mit einer VR-Brille ausgestattet, kann der Nutzer zum Beispiel Tempel oder Stadtkerne erkunden, von denen in der Wirklichkeit, also dem „Sein“, lediglich Mauerreste im Untergrund erhalten sind. Mithilfe des „Scheins“ schafft die moderne Wissenschaft somit ein neues Verständnis für vergangene Kulturepochen.

Mit Sicherheit lenkt das Motto zum Tag des offenen Denkmals „Sein & Schein: in Geschichte, Architektur und Denkmalpflege“ den Fokus auf das konzentrierte Betrachten eines Denkmals und wirft dabei die Frage auf, ob alles so ist, wie es scheint.

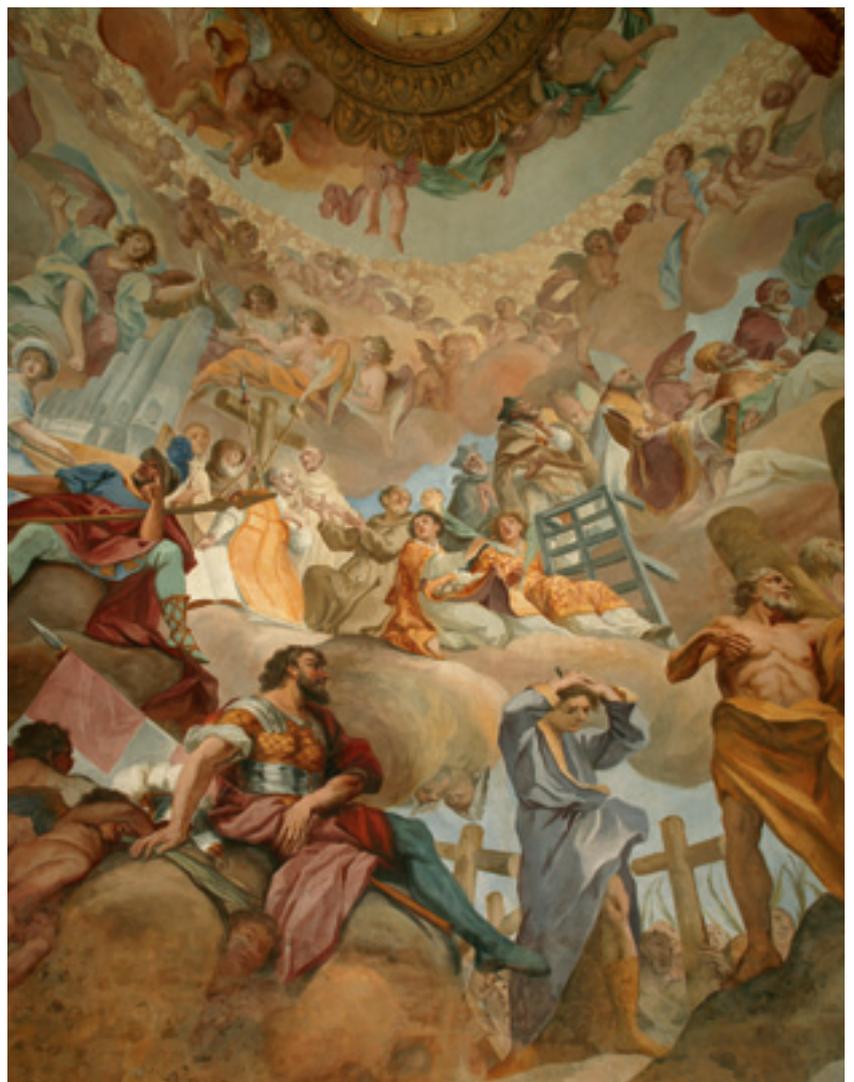
Bei diversen Führungen am Tag des offenen Denkmals werden an den zahlreichen Kulturdenkmälern in Baden-Württemberg vielschichtige Antworten und Informationen zu diesem Thema vermittelt. Das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart bietet dieses Jahr viele seiner Aktionen in der Stadt Meersburg an. Hier wird die landesweite Eröffnung zum Tag des offenen Denkmals am 11. September 2021 mit anschließender Nacht des offenen Denkmals stattfinden. Meersburg ist mit seiner hohen Denkmaldichte hervorragend geeignet. Gemeinsam erarbeiten das Landesamt für Denkmalpflege und die Stadt Meersburg ein Programm für die Nacht des offenen Denkmals, das gewiss mehr sein wird als nur ein schöner Schein.

Sie möchten beim Tag des offenen Denkmals mitmachen und Ihr Denkmal präsentieren? Dann informieren Sie sich im Veranstalterbereich auf der Website der Deutschen Stiftung Denkmalschutz unter: www.tag-des-offenen-denkmals.de. Hier

finden Sie kostenlose Info- und Werbematerialien sowie Tipps zur Gestaltung digitaler Vermittlungsangebote, falls die Pandemielage Angebote vor Ort erschweren sollte. Durch Anmeldung auf der Internet-Plattform der Deutschen Stiftung Denkmalschutz findet Ihr Angebot Aufnahme in das bundesweite Veranstaltungsprogramm, das Anfang August auf der oben genannten Website online geht.

Ansicht der Stadt Meersburg vom Bodensee – Gastgeber der Eröffnung zum Tag des offenen Denkmals 2021

Illusionsmalerei in der Kuppel der Barockbasilika Weingarten





grundinformationen serviert. PalaFitFood ist Wissenschaft, die durch den Magen geht, leicht und bekömmlich, auch für archäologische Laien. Lassen Sie sich inspirieren und betrachten Sie die „Unkräuter“ in Ihrem Garten und die Wildpflanzen beim Spaziergehen mit den Augen eines Pfahlbauers! Kochen Sie steinzeitliche Gerichte, ohne Zucker, Tomaten, Kartoffeln oder Hühnchen. Probieren Sie Pfahlbau-Panna-Cotta oder Ente an Brombeersauce. Teilen Sie Ihre Erfahrungen auf unserem Instagram-Account.

freiburg.archäologie
Leben vor der Stadt

Archäologisches Museum Colombischlössle
Freiburg im Breisgau, Rotteckring 5
13. September 2020 bis 29. August 2021

Der dritte Teil der von den Städtischen Museen Freiburg und dem Landesamt für Denkmalpflege konzipierten Ausstellungstrilogie zur Freiburger Archäologie startete am 13. September im Archäologischen Museum Colombischlössle.

Wie sah das Leben vor der Stadt aus? Die Ausstellung geht dieser Frage im doppelten Sinne nach: in Bezug auf ältere Zeiträume, aber auch auf die Bezüge der mittelalterlichen Stadt zu ihrem Umfeld. Dazu werden erstmals aktuelle Grabungsfunde präsentiert und Altfunde neu bewertet.

Schon vor 16 000 Jahren haben Menschen am Tuniberg Rentiere gejagt, in der Bronze- und Eisenzeit das Umland besiedelt und in der Spätantike an der Grenze zum Römischen Reich gelebt. Im späten 3. Jahrhundert fanden alamannische Bevölkerungsgruppen im Breisgau eine neue Heimat. In der Merowingerzeit vom 5. bis zum 7. Jahrhundert entwickelte sich dann eine hierarchisch aufgebaute Gesellschaft mit hochspezialisiertem Handwerk.

Archäologische Funde vermitteln den Besucherinnen und Besuchern der Ausstellung im Colombischlössle ein Bild vom Leben der Menschen in der Region, von steinzeitlichen Pfeilspitzen über römische Tonscherben bis zu frühmittelalterlichen Schwertern.

Ertragreiche Böden und vielseitige Rohstoffe verhalfen den Burgen auf dem Kybfelsen, dem Schlossberg und dem Zähringer Burgberg sowie der jungen Stadt im Mittelalter zum Wachstum. Eine außergewöhnliche Medienstation mit der Projektion auf ein Geländemodell (projection mapping) informiert darüber, wo genau Archäologinnen und Archäologen die präsentierten Fundstücke ausgegraben haben. So erleben Neugierige hautnah, was zu verschiedenen Zeiten in der Region geschah. Sie sehen, wie sich die Umwelt seit der letzten Eiszeit verändert hat, entdecken brand-



Pfahlbauten gehen durch den Magen



PalaFitFood – Der Foodblog zum 10-jährigen Pfahlbaujubiläum

Kochen mit regionalen und saisonalen Produkten – die Auseinandersetzung mit Nahrungsmitteln und Zubereitungsarten. Diese Themen sind aktuell wie nie und gleichzeitig Jahrtausende alt. Dank guter Erhaltungsbedingungen in den Pfahlbau-Fundstellen verfügt die Archäologie über vertiefte Kenntnisse zu Food über Tausende von Jahren. Anlässlich des 10-jährigen Jubiläums der Einschreibung der „Prähistorischen Pfahlbauten um die Alpen“ in die UNESCO-Welterbeliste soll dieses Wissen Kochbegeisterten, Grillmeistern und Feinschmeckern zur Verfügung gestellt werden. Grundlage dafür bildet der PalaFitFood-Blog. Zum Abschluss wird aus den besten Beiträgen ein Kochbuch mit Rezepten und den zugehörigen «Food Facts» entstehen. Durch die intensive Auseinandersetzung mit Zutaten und Zubereitungsmöglichkeiten dürfte die eine oder andere Erkenntnis auch in die archäologische Forschung einfließen.

Hinter PalaFitFood steckt eine Gruppe aus fünf Archäologen. Via Blog stellen sie im Verlauf des Jubiläumsjahres aus zur Zeit der Pfahlbauten bekannten Zutaten Menüs vor. Ergänzend werden spannende archäologische Fakten und Hinter-



neue Ausgrabungsergebnisse und erkunden die Fundstellen der ausgestellten Objekte. Diese innovative Form, archäologische Forschungsergebnisse anschaulich zu präsentieren, ist in der Oberrhein-Region bislang einzigartig.

Ein virtueller Ausstellungsrundgang und aktuelle Informationen zum Begleitprogramm stehen auf www.freiburg.de/leben-vor-der-stadt.

Das Archäologische Museum Colombischlössle, Rotteckring 5, ist dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr, mittwochs bis 19 Uhr geöffnet. Die Tickets kosten 5 Euro, ermäßigt 3 Euro. Für Mitglieder des Freundeskreises und mit Museums-Pass-Musées ist der Eintritt kostenfrei. Freien Eintritt erhalten zudem junge Menschen unter 27 Jahren bis zum 31. Juli 2021 anlässlich des Stadtjubiläums.

„wohnen 60 70 80. Junge Denkmäler in Deutschland“. Ein Film-, Ausstellungs- und Buchprojekt der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (VDL)

Die Erfassung junger Denkmäler zählt zu den wichtigen aktuellen Aufgaben der Landesdenkmalämter. 2020 lenkt die VDL durch Ihr Projekt „wohnen 60 70 80. Junge Denkmäler in Deutschland“ die Aufmerksamkeit auf die in Deutschland als Denkmäler erfassten Wohngebäude und Siedlungen der Nachkriegs- und Postmoderne. Auf einer breiten Materialbasis hat die Arbeitsgruppe Inventarisierung zahlreiche eindrucksvolle Gebäude der 1960er, 1970er und 1980er Jahre, darunter Einfamilienhäuser, Siedlungen, Hochhäuser und Experimentalbauten neu in die Forschungsdiskussion eingebracht. Die beispielhaft in einem Film, einer Wanderausstellung samt Infozeitung und ei-

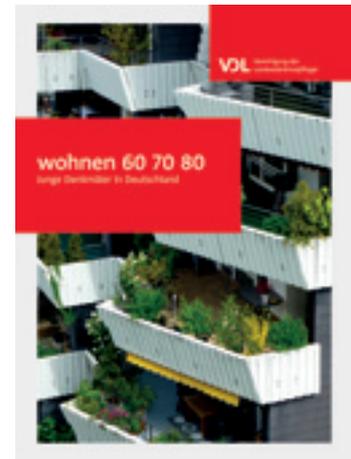
nem Buch vorgestellten Gebäude erzählen anschaulich die Geschichte des Bauens und Wohnens in der jungen Bundesrepublik und der DDR. Angesichts der aktuellen Umbauwelle rückt das Projekt eine Architekturepoche in den Fokus, deren Denkmalqualität noch nicht selbstverständlich akzeptiert ist.

Film, Ausstellung und Buch „wohnen 60 70 80. Junge Denkmäler in Deutschland“ wollen deshalb ein breites Publikum ansprechen und für diese oft noch unverstandenen Gebäude begeistern.

Der auf der Homepage der VDL gezeigte Film von Manuel Bahmer spannt anhand von vier Beispielen das Thema auf: dem strukturalistischen Wohnhaus von Otto Steidle in München, der „sozialistischen“ Siedlung Ernst-Thälmann-Park in Berlin, der postmodernen Saalgasse in Frankfurt am Main und dem sehr ungewöhnlichen futuristischen Wohnhaus des Architekten Michael Balz bei Stuttgart.

Die Wanderausstellung rückt die überwiegend unbekanntesten Zeugnisse der Wohnarchitektur dieser drei Jahrzehnte in den Vordergrund. Mit drei Leseinseln für die Besucher, die mit zeittypischem Mobiliar des jeweiligen Jahrzehnts ausgestattet sind, wird das Feeling für die 1960er, 1970er und 1980er Jahre live transportiert. An den Leseinseln liegt eine kostenlose Zeitschrift aus, die sich mit leicht verständlichen Texten und mit zahlreichen Fotos an Leser jenseits des Expertentums wendet. Für vertieft Interessierte ist aktuell das gleichnamige Buch „wohnen 60–70–80. Junge Denkmäler in Deutschland“ beim Deutschen Kunstverlag erschienen, das über den Buchhandel für 39,90 Euro erworben werden kann.

Coronabedingt muss die Wanderausstellung, deren erster Auftritt auf der Denkmalmesse 2020 in Leipzig geplant war, zunächst verschoben werden.



Blick in die Ausstellung.

Ausstellungsbegleitend ist zudem eine kostenfreie Zeitschrift erschienen.



Drei Bauhütten aus Baden-Württemberg haben den Titel verliehen bekommen: die Münsterbauhütten in Freiburg, Schwäbisch Gmünd und Ulm. Hier das Freiburger Münster.

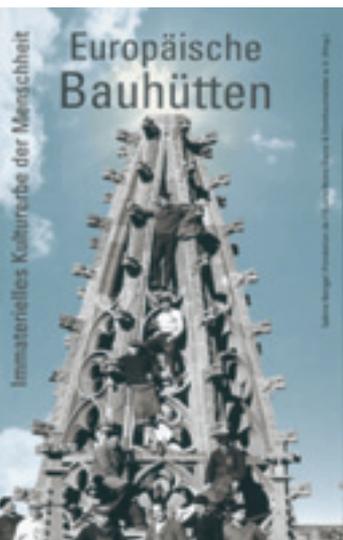
Weitere Termine und Ausstellungsorte werden über die Homepage der VDL bekannt gegeben. Um die Wartezeit zu verkürzen, werden einige Inhalte auch online freigeschaltet. Fotos der Ausstellung sowie die zugehörige Zeitung „wohnen 60 70 80“ stehen auf der Homepage der VDL zum Download zur Verfügung. Außerdem können Freunde und Fans der Wohnarchitektur der 60er/70er/80er Jahre auf Instagram unter dem #vdl_denkmalpflege eine virtuelle Reise durch Deutschland machen. Wir freuen uns auf Ihr Interesse!

Bauhüttenwesen in das Register Guter Praxisbeispiele des Immateriellen Kulturerbes der UNESCO aufgenommen

18 Bauhütten aus Deutschland, Frankreich, Norwegen, Österreich und der Schweiz haben am 17. Dezember 2020 die Aufnahme des Bauhüttenwesens in das internationale Register Guter Praxisbeispiele des Immateriellen Kulturerbes der UNESCO erlangt. Mit dabei sind die drei baden-württembergischen Münsterbauhütten in Freiburg, Schwäbisch-Gmünd und Ulm.

„Der größte Vorteil des Bauhüttenwesens ist eine kontinuierliche Ausführung von Restaurierungsarbeiten durch ein Team, das stark mit dem Objekt verbunden ist und dessen neuralgische Punkte kennt“, erläuterte Andreas Hindemann, Münsterbaumeister aus Basel, anlässlich der Verleihung des Titels. „Wir freuen uns außerordentlich über den positiven Entscheid und damit über die Anerkennung unserer Arbeit“, fügte er hinzu.

Vielorts in Europa sind Bauhütten für die Erhaltung von Kathedralen und bedeutenden Großbauten verantwortlich. Sie bewahren traditionelle Handwerkstechniken, überliefertes Wissen sowie Bräuche und Rituale. Hier arbeiten verschiedene Gewerke interdisziplinär zusammen, durch ein le-



gendiges grenzüberschreitendes Netzwerk tauschen die Bauhütten untereinander Erfahrungen und Fachleute aus. So tragen sie gemeinsam zum Erhalt unseres bedeutenden baulichen Kulturerbes bei.

Die Antragstellung begann 2015, als die Ulmer Münsterbauhütte die Aufnahme in das Bundesweite Verzeichnis Immateriellen Kulturerbes beantragte, was im März 2018 – zwischenzeitlich mit Köln und Freiburg an Bord – von Erfolg gekrönt war. Im September 2017 wurde im Rahmen der Jahrestagung der europäischen Vereinigung der Dombaumeister, Münsterbaumeister und Hüttenmeister dann der Beschluss gefasst, eine internationale Bewerbung zu unterstützen. Dieser Prozess

Handarbeit prägt auch heute noch die Arbeit der Steinmetze im Bauhüttenwesen.



endete nun erfolgreich mit der Eintragung des Bauhüttenwesens in das UNESCO-Register Guter Praxisbeispiele zur Erhaltung des Immateriellen Kulturerbes.

Freuen Sie sich auf einen ausführlichen Artikel zum Thema von Münsterbaumeisterin Yvonne Fallner aus Freiburg in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift.

Weitere Information:
www.bauhuetten.org

Literaturtipp:

Sabine Bengel und Dombaumeister e. V. (Hrsg.): Europäische Bauhütten. Immaterielles Kulturerbe der Menschheit
Neulingen 2020, 152 Seiten, 139 farbige Abb., ISBN: 978-3-948424-73-2, 24,80 Euro
Bezug über J. S. Klotz Verlagshaus

Neuerscheinungen

Der Freiburger Münsterurm
Handwerk, Hightech, Forschung –
Stein, Farbe, Holz, Metall

Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 41, Ostfildern 2021, 256 Seiten mit 307 meist farbigen Abb., 11 Beilagen mit 22 Plänen, ISBN 978-3-7995-1511-5, 30 Euro
Zu beziehen über den Buchhandel oder den Jan Thorbecke Verlag.

Schlank und elegant erhebt er sich in den Himmel, gekrönt von einem filigranen Maßwerkhelm – der Münsterurm ist das unübersehbare Wahrzeichen Freiburgs. Von 2012 bis 2018 war er eine Hightech-Baustelle im Herzen der Stadt.

Um den Westurm für die Zukunft zu sichern, waren komplexe Spezialkenntnisse nötig. Die langjährige Baustelle forderte gleichermaßen Vertrauen in traditionelles Handwerk und modernste Technologie; immer wieder wurde abgewogen zwischen der Weiterführung historisch bewährter Konzepte, handwerklicher Reparatur und restaurierender Konservierung.

Aus faszinierenden Blickwinkeln und reich bebildert berichten die vorliegenden Beiträge vom Umgang mit den Gewerken Stein, Farbe, Holz und Metall. Denn erst das Zusammenspiel aus dem freistehenden hölzernen Glockenstuhl, den bestehenden Glocken mit neuer Klöppeltechnik, der kühnen Steinkonstruktion aus Oktogongeschoss und Maßwerkhelm sowie den stabilisierenden mittelalterlichen Ringankern machen den Freiburger Münsterurm zu dem, was er ist: zu einem der schönsten Kirchtürme überhaupt.

Erforschen und Erhalten. Jahresbericht der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hg.)

Jahrgang 2019, Ostfildern 2020, 262 Seiten mit ca. 490 meist farbigen Abbildungen, ISBN 978-3-7995-1497-2, 28 Euro

Zu beziehen über den Buchhandel oder Jan Thorbecke Verlag

Von Grünsfeld im Norden bis Murg im Süden, von Ettenheim im Westen bis Königsbronn im Osten: In diesem Band finden sich Beiträge aus allen Teilen Baden-Württembergs. Die zeitliche Spanne reicht vom Dreisitz der Münsterkirche in Ulm aus dem Jahr 1468 bis zum Town House in Stuttgart von 1982.

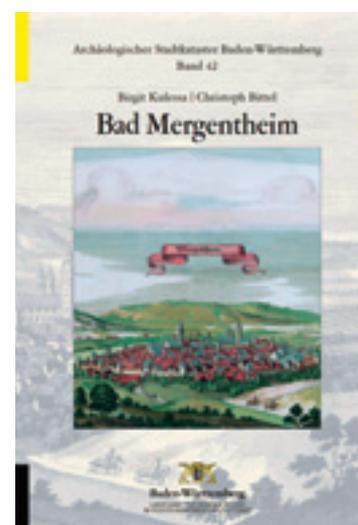
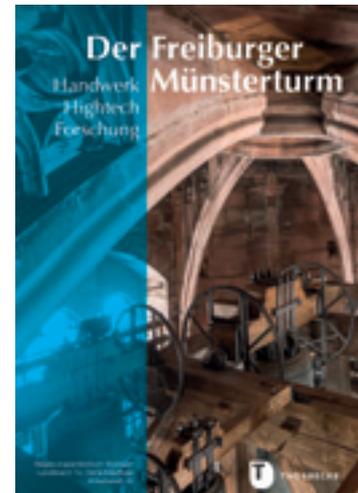
Thematischer Schwerpunkt ist das Wohnen in all seinen Facetten. Einige denkmalgeschützte Siedlungen führen uns vor Augen, wie in der Vergangenheit die Wohnungsnot bewältigt wurde. Daneben stehen ganz ungewöhnliche Wohnlösungen: ein umgenutztes Pumpenwerk, eine Scheune, ja sogar Apartments in einem Kirchturm!

Darüber hinaus bietet „Erhalten und Erforschen“ noch einiges mehr: neue Methoden, überraschende Forschungsergebnisse, ungewöhnliche Kulturdenkmale, kurz – ein Blick in die Breite und in die Tiefe des Denkmalbestandes im Südwesten Deutschlands.

Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg, Band 42
Birgit Kulesa, Christoph Bittel:
Bad Mergentheim

Esslingen 2020, 368 Seiten, 160 Abb., ISBN: 978-3-942227-47-6, 30 Euro
Bezug über die Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern

Die heutige Kur- und Große Kreisstadt Bad Mergentheim im Nordosten des Landes ist historisch vor allem durch die geistliche Rittergemeinschaft des Deutschen Ordens geprägt, der hier seit 1219 präsent und seit 1340 Stadtherr war. Ihr Gesicht erhielten die einst mauerumwehrte Altstadt und viele ihrer markanten Gebäude in der Zeitspanne von 1527/28 bis 1809, als das Ordensoberhaupt, der Hoch- und Deutschmeister, im Schloss seinen offiziellen Sitz hatte. Zahlreiche vorwiegend südöstlich des Stadtkerns geborgene Bodenfunde stammen aus fast allen prähistorischen Epochen seit dem Neolithikum und belegen eine sehr dichte Besiedlung des Gebiets bereits in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.



Wie alle Bände der Reihe des „Archäologischen Stadtkatasters“ enthält auch der vorliegende eine auf den neuesten Stand gebrachte Stadtgeschichte und Darstellung der Siedlungsentwicklung. Kataloge von 123 archäologischen Fundstellen und von 174 teils abgegangenen, teils noch erhaltenen historischen Bauobjekten beruhen auf einem breiten Fundament vielfach erstmals ausgewerteter Schrift- und Bildquellen. Durch die Ausweisung archäologisch relevanter Areale erhalten Stadtplanung und Denkmalpflege einen Überblick über die archäologisch-historischen Fragestellungen innerhalb der Stadt und eine qualifizierte Planungsgrundlage. Zahlreiche, teils bisher noch nicht publizierte Abbildungen und fünf beigegebene thematische Faltpäne machen den Archäologischen Stadtkataster von Bad Mergentheim auch für eine breitere Öffentlichkeit zu einer anschaulichen und anregenden Lektüre.

Personalia

Astrid Bonewitz

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.2 – Praktische Bau- und Kunst-
denkmalpflege
Berliner Straße 12
73728 Esslingen a. N.
Tel. 07 11/90 44 51 19
Astrid.Bonewitz@rps.bwl.de

Astrid Bonewitz, 1967 in Worms geboren, erfüllte sich mit 29 Jahren ihren Wunsch nach einem Berufswechsel und studierte im Diplomstudiengang Architektur an der Hochschule RheinMain in Wiesbaden. Nach beruflicher Praxiszeit in einem Kölner Ingenieurbüro absolvierte sie an der Technischen Hochschule in Köln zuerst ein Zusatzstudium in der Baudenkmalpflege, Denkmalbereichs- und Umfeldplanung mit technisch-praktischem Teil in traditionellen Handwerkstechniken für Fachwerk- und Steinkonstruktionen. Im Anschluss daran begann sie ein Masterstudium der Architektur mit Vertiefung Denkmalpflege/Planen im Bestand. Ihre Masterthesis 2008 behandelte die Umnutzung einer katholischen Kirche in Bonn. Erste berufliche Erfahrung in der praktischen Denkmalpflege sammelte sie beim Stadtkonservator in Köln und beim Amt für Denkmalpflege/Landschaftsverband Rheinland in Pulheim-Brauweiler. Danach folgten Anstellungen in drei Unteren Denkmalschutzbehörden in Mainz, Nürnberg und Köln. Beim Stadtkonservator-Amt für Denkmalschutz und Denkmalpflege in Köln war sie als Gebietsreferentin hauptsächlich für die Großprojekte Gerling-Quar-

tier in der Kölner Altstadt und das Baumwoll-Quartier in Köln-Holweide zuständig. Neben der regulären Bezirksbetreuung für verschiedene Kölner Stadtbezirke war sie zuletzt mit den Sonderaufgabenbereichen für die Festungsanlagen und die Friedhöfe inklusive der Grabstätten und Aufbauten beschäftigt. Nach zehn Jahren Berufserfahrung gelang ihr der Wechsel von der städtischen Denkmalpflege zur Landesdenkmalpflege. Seit März 2019 ist Frau Bonewitz als Gebietsreferentin in der praktischen Bau- und Kunstdenkmalpflege beim Regierungspräsidium Stuttgart im Landesamt für Denkmalpflege mit Dienstsitz in Esslingen in unbefristeter Stellung tätig. Dort betreut sie zwei Landkreise: den Hohenlohekreis und den Rems-Murr-Kreis mit insgesamt zwölf Unteren Denkmalschutzbehörden.

Dr. Helmut Maus

Ehrenamtlicher Beauftragter der Bau- und
Kunstdenkmalpflege

Mitten im Corona-Jahr 2020 konnte die Bau- und Kunstdenkmalpflege einen neuen ehrenamtlichen Beauftragten gewinnen. Dr.-Ing. Helmut Maus ist seit vielen Jahren eine bekannte Größe für Fragen rund um Tragwerksplanung im Denkmal. Als Mitbegründer des Ingenieurbüros Barthel & Maus war er an zahlreichen Projekten beteiligt. Nun tritt er in eine neue Lebensphase ein, in der er sich in der Firma auf seine Rolle als Gesellschafter zurückzieht, und zusätzlich seine langjährige Erfahrung und große Kompetenz im Rahmen ehrenamtlicher Tätigkeit der Denkmalpflege sowie den Denkmälern in Baden-Württemberg zur Verfügung stellt. Grundlagen für seine Vertiefung in das Aufgabenfeld der historischen Gebäude sind sein Studium des Bauingenieurwesens an der Universität Stuttgart und die Mitarbeit in verschiedenen Ingenieurbüros. Prägend war sicher seine Forschungstätigkeit ab 1985 im Sonderforschungsbereich „Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke“ an der Universität Karlsruhe, mit Promotion bei Prof. Dr. Wenzel über „Injiziertes und bewehrtes altes Mauerwerk“. Seit 1992 selbständig mit eigenem Ingenieurbüro, gründete er gemeinsam mit Prof. Dr.-Ing. Rainer Barthel 1996 das Ingenieurbüro „Barthel & Maus Beratende Ingenieure GmbH“ in München. Der Schwerpunkt des Büros liegt auf der denkmalgerechten und hochwertigen Instandsetzung historischer Gebäude. Das Büro deckt dabei mit seinen drei Geschäftsfeldern Bauuntersuchung und Baudokumentation, Tragwerksplanung und Objektplanung ein großes Spektrum der Bearbeitung anspruchsvoller Bauaufgaben ab. In den bald 25 Jahren hat das Büro über 1000 statisch-konstruktive



Astrid Bonewitz



*Dr. Helmut Maus (re.)
beim Ortstermin mit
Ulrike Schubart,
Prof. Dr. Ulrike Plate,
beide Landesamt für
Denkmalpflege und
Regierungspräsident
Wolfgang Reimer.*

Gutachten erstellt und über 1300 Projekte statisch-konstruktiv bearbeitet.

Für das Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg hat Herr Maus an zahlreichen Maßnahmen mitgewirkt, besonders genannt sei hier die außerordentlich anspruchsvolle Sicherung der Landmarke Blauer Turm in Bad Wimpfen. In einem interdisziplinären Wissenschaftlerteam konnten Ursachen und Erhaltungsstrategien erforscht und umgesetzt werden. Herr Maus hat mehrere Publikationen rund um das Thema „Sicherung und Instandsetzung von geschädigtem alten Mauerwerk“ veröffentlicht und hält auf zahlreichen Veranstaltungen Vorträge. Außerdem ist er Referent bei Weiterbildungsveranstaltungen, zum Beispiel bei der Propstei Johannesberg in Fulda. In der Deutschen Burgenvereinigung ist er im Beirat für Denkmalerhaltung zuständig für Fragen zu Tragwerken in historischen Gebäuden.

Bereits seit 2002 ist Herr Maus vom Landesamt für Denkmalpflege in Rheinland-Pfalz als „ehrenamtlicher Denkmalpfleger“ bestellt und beratend tätig für das Landesamt für Denkmalpflege Hessen. Auch in Baden-Württemberg hat er seine Expertise immer wieder ehrenamtlich zur Verfügung gestellt. Dem ist nun mit der formalen Bestellung zum ehrenamtlichen Beauftragten ein offizieller Rahmen gegeben.

Im Zusammenwirken mit Sabine Kuban, der Referentin für Tragwerksplanung im Landesamt für Denkmalpflege, sehen wir dieses zunehmend wichtige Aufgabenfeld durch die Mitwirkung von Herrn Maus für die Zukunft gut gestellt.

Ausgeschiedene Beschäftigte

Referat 82

Dr. Andrea Bräuning

Nach gut 28 Dienstjahren, in denen sie die archäologische Denkmalpflege des Landes Baden-Württemberg entscheidend mitgestaltet hat, trat Dr. Andrea Bräuning zum 1. April 2020 in den Ruhestand. Geboren 1956 in Bad Cannstatt und aufgewachsen in Friedrichshafen, absolvierte sie nach dem Abitur zunächst eine Lehre als Schriftsetzerin. Das anschließende Studium der Vor- und Frühgeschichte an den Universitäten Athen und München schloss sie 1991 mit der Promotion ab. Auch wenn ihr fachlicher Schwerpunkt in der Archäologie des östlichen Mittelmeerraumes dies nicht unbedingt erwarten ließ, trat sie 1992 in den Dienst des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg und blieb diesem für den Rest ihres Berufslebens treu.

Frau Bräuning begann ihre Laufbahn in der Landesdenkmalpflege als Referentin für Stadtarchäologie in Konstanz, Ulm und Stuttgart. An der „Neuen Straße“ in Ulm hatte sie die wissenschaftliche Gesamtleitung einer der zu dieser Zeit bundesweit größten Stadtkerngrabungen inne und setzte in dieser Funktion über Baden-Württemberg hinaus Maßstäbe. Ein großes Verdienst ist die Initiierung des Archäologischen Stadtkatasters, der sich die Erfassung des archäologischen Denkmalbestands der über 300 mittelalterlichen Städte in Baden-Württemberg zur Aufgabe gemacht hat.

2003 wechselte Frau Bräuning nach Freiburg, wo sie bis zur Verwaltungsreform 2005 Leiterin des Referats 23 (Archäologische Denkmalpflege) der dortigen Außenstelle des damaligen Landesdenkmalamts und danach Leiterin des Sachgebiets Archäologie des Regierungspräsidiums Freiburg war. Sie setzte sich mit großem Engagement dafür ein, die Archäologie des Oberrheingebiets wissenschaftlich voranzubringen, und wirkte über das denkmalpflegerische Alltagsgeschäft hinaus maßgeblich an verschiedenen Forschungs- und Kooperationsprojekten mit – etwa zum römischen Vicus von Lahr-Dinglingen, zur Landnutzungsgeschichte des Südschwarzwalds und zur Hallstattzeit am südlichen Oberrhein. Ein besonderes Anliegen war ihr der Austausch mit der Schweiz und Frankreich; als Gründungsmitglied der „Journées archéologiques transfrontalières“, die seit 2012 alle zwei Jahre stattfinden, trug sie dazu bei, feste Strukturen für die Zusammenarbeit im Dreiländereck zu schaffen. Mit der abermaligen Neustrukturierung 2015 wechselte Frau Bräuning schließlich als Leiterin des Fachgebiets Publikationswesen an das Referat 82 (Denkmalfachliche Vermittlung) des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart und an den Dienstsitz Esslingen. Resultate der von ihr angestoßenen Neukonzeption des Publikationswesens waren die Umstrukturierung der archäologischen Reihen und die Entwicklung eines einheitlichen Erscheinungsbildes für die Monographien des Landesamts. Eines ihrer letzten Projekte war die Etablierung der Reihe „Erforschen und Erhalten – Jahresbericht der Bau- und Kunstdenkmalpflege“. Auch in der Redaktion des Nachrichtenblattes wirkte sie für einige Jahre mit. Für ihre vielfältigen Verdienste in der Landesdenkmalpflege gebührt Andrea Bräuning großer Dank und Anerkennung. Das Dienstende bedeutet für Frau Bräuning allerdings keinen „Ruhestand“ im Wortsinn – im Gegenteil, sie wirkt weiterhin an der Fertigstellung eines DFG-Projektes und setzt sich tatkräftig für ein von ihr initiiertes Projekt zur Geschichte der Denkmalpflege ein. Uns bleibt somit hoffentlich noch lange der Austausch mit einer Kollegin erhalten, die vor allem für ihre weit über die Landesarchäologie hinausreichenden Kenntnisse geschätzt wurde und wird.

Monique Staack

Im Mai 2010 übernahm Monique Staack die Pflege der Internetseite des Landesamtes für Denkmalpflege und hat diese mit einer Unterbrechung wegen Mutterschutz und Elternzeit bis zum November 2016 ausgefüllt. Aus der neuerlichen Erziehungszeit hat sie sich nun beruflich umorientiert und verlässt hierfür das Landesamt für Denkmalpflege.

Frau Staacks Aufgabengebiet umfasste neben der Pflege der Homepage auch die Betreuung des Buchlagers in Nürtingen. Im Sommer 2012 unterstützte sie die Umsetzung der landesweiten Eröffnungsveranstaltung zum Tag des offenen Denkmals in Schorndorf. Schwerpunkte ihrer Arbeit waren neben der allgemeinen Weiterentwicklung der Website die Entwicklung eines neuen Veranstaltungskalenders, einer Warenkorbfunktion für Flyer und Publikationen sowie die Erstellung eines Redaktionshandbuchs und eines einheitlichen Corporate Designs für Microsites. Wir danken Frau Staack für ihre engagierte Mitarbeit und wünschen ihr für ihren weiteren Berufs- und Lebensweg alles Gute und viel Erfolg.

Referat 83.1

Gitta Reinhardt-Fehrenbach

Gitta Reinhardt-Fehrenbachs Berufsweg war mit einem Lehramtsstudium in Geschichte und Mathematik keineswegs vorgezeichnet. Im Württembergischen Besigheim geboren, begab sie sich zum Studium ins Badische nach Freiburg. Die Neuaufstellung der Inventarisierung in Baden-Württemberg mit 30 neuen Stellen bot ihr die Gelegenheit, ihr spezifisches Fachwissen in die Denkmalerfassung mit einzubringen. Zunächst stand für alle die flächendeckende Inventarisierung im Vordergrund, und Frau Reinhardt-Fehrenbach durchkämmte den Schwarzwald-Baar-Kreis und den Landkreis Nagold. Seit 1987 hat sie die Inventarisierung im Regierungsbezirk Freiburg in den Kreisen Rottweil, Emmendingen, Ortenau, Lörrach, Waldshut und in der Stadt Freiburg auf hohem Niveau und mit großem Engagement mitgeprägt. In Vertretungssituationen hat sie auch in der Praktischen Baudenkmalpflege ausgeholfen. Die Vermittlung der Denkmalwerte lag ihr sehr am Herzen, dargelegt unter anderem in vielen Aufsätzen im Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege. Ihre große Erfahrung konnte sie in die Entwicklung der Denkmaltopografie mit einbringen, für die sie mit Ihren Kolleginnen und Kollegen den ersten Teilband im Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald erarbeitet hat. Ihr Interesse galt ganz besonders den Kulturdenkmälern der Technik: seien es die Transformatorenhäuschen, deren Erhaltungswürdigkeit sie herausgearbeitet hat, seien es besondere technische Fragen wie am Messerschmidt-Haus oder das Freiburger Holzhäuser-Experiment. Sie brachte ihr spezifisches Wissen jahrelang in die AG Industriedenkmalpflege der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger ein. Bedeutend war auch ihr früher Einsatz für den Erhalt der baulichen Reste der Westbefestigungen. Sie hat sich zudem sehr für den Erhalt des ältesten europäischen und letzten

erhaltenen Flusskraftwerks in Rheinfelden engagiert – der Abriss war sicher einer der schmerzhaftesten Denkmalverluste in ihrer Laufbahn. Trotz solcher Rückschläge hat Frau Reinhardt-Fehrenbach immer mit sichtlicher Freude und mit viel Begeisterung ihr Herzensanliegen Denkmalpflege verfolgt. Ihr wissenschaftlich fundiertes und wohl abgewogenes Urteil sowie ihr bodenständiger Pragmatismus wurden sehr geschätzt und sie konnte ihr Fachwissen und ihre methodischen Ansätze vielen jungen Kolleginnen und Kollegen weitergeben.

Eine sehr geschätzte Kollegin und eine Inventaristin der ersten Stunde verlässt nach über 35 Jahren die Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg.

Dr. Imke Ritzmann

Im Mai 2020 endete die Beschäftigung von Dr. Imke Ritzmann im Landesamt für Denkmalpflege. Mit viel Engagement und Leidenschaft bearbeitete sie 2014 bis 2017 als wissenschaftliche Mitarbeiterin das Projekt „Ländliche Gasthöfe in Oberschwaben“, das 2021 mit einer Publikation präsentiert werden kann. Die Aufgabe dieses umfangreichen Projekts war die Dokumentation der rund 200 als Kulturdenkmale erfassten Gasthöfe in Oberschwaben mit einer vertieften Denkmalbegründung sowie einer Einordnung in die regionale Typologie. Seit 2017 übernahm Frau Ritzmann dann die Aufgabe der städtebaulichen Denkmalpflege im Regierungsbezirk Stuttgart und war für die Erfassung und Vermittlung flächenhafter historischer Zusammenhänge in zwölf Land- und Stadtkreisen zuständig. Wir danken Frau Ritzmann für ihre profunde und gewissenhafte Arbeit und wünschen ihr alles Gute für die Zukunft im Hamburger Denkmalschutzamt.

Referat 83.2

Udo Brunnenmiller

Nach rund 29 Jahren verabschieden wir Udo Brunnenmiller aus dem Landesamt für Denkmalpflege. Er hat während seiner Tätigkeit als Verwaltungsleiter und Organisationsbeauftragter die Landesdenkmalpflege im Bereich der Denkmalförderung in den stürmischen Phasen zweier Strukturreformen nach Kräften unterstützt und war den Kolleginnen und Kollegen mit seinem Erfahrungsschatz und seiner freundlichen und offenen Art ein verlässlicher Partner.

Für die von Ihm geleistete Arbeit danken wir Ihm ganz herzlich und verbinden mit diesem Dank die besten Wünsche für sein neues Tätigkeitsfeld im Regierungspräsidium Tübingen. Hier wird er die

Abteilung 7 Schule als so genannter „Behördlicher Datenschutzbeauftragter“ unterstützen.

Mario Fux

Nach 33 Jahren Tätigkeit im Landesamt für Denkmalpflege verabschieden wir Mario Fux in seinen wohlverdienten Ruhestand. In dieser langen Zeit hat er als Verwaltungsleiter der Außenstelle Freiburg (bis 2004) bzw. als Organisationsbeauftragter des Referates 26 des Regierungspräsidiums Freiburg (bis 2014) und später des Dienstortes Freiburg des Landesamtes für Denkmalpflege mehrere Verwaltungs- und Strukturreformen umgesetzt. Er war den Kolleginnen und Kollegen mit seiner großen Erfahrung eine verlässliche Unterstützung und wird mit seinem Ausscheiden eine große Lücke hinterlassen. Für die von Ihm geleistete Arbeit danken wir Ihm ganz herzlich. Wir wünschen Herrn Fux viel Zeit und Muße für seine weiteren Pläne und seine Hobbys und ein ausgefülltes Leben im Ruhestand.

Bodo Hirsch

Im August 2018 begann Bodo Hirsch seine Tätigkeit beim Landesamt für Denkmalpflege am Dienstort Esslingen. Als Gebietsreferent der praktischen Bau- und Kunstdenkmalpflege betreute er den Main-Tauber-Kreis und die Landkreise Ludwigsburg und Böblingen. Auch nach dem Studium an der Martin-Luther-Universität in Halle an der Saale, wo er den Masterstudiengang Denkmalpflege mit der Masterthesis über „Jüdisches Kulturgut in Halle/Saale: Denkmal, Mahnmal, Grabmal“ abschloss, behielt er seinen Lebensmittelpunkt in Sachsen-Anhalt. Nun wechselte er zum Jahresbeginn 2021 auf eine Referatsleiterstelle bei der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz. Wir werden Herrn Hirsch als unkomplizierten und integren Kollegen vermissen und wünschen ihm an seiner neuen Wirkungsstätte, dem zum UNESCO-Welterbe gehörenden Gartenreich Dessau-Wörlitz, alles Gute.

Hendrik Leonhardt

2011 kam Hendrik Leonhardt zunächst im Rahmen einer Elternzeitvertretung ins Landesamt für Denkmalpflege und koordinierte sowohl Projekte der Bauforschung als auch die Publikation „Architektur der Fünfzigerjahre“. Seit 2013 war er als Referent der Praktischen Denkmalpflege für verschiedene Kreise zuständig: zunächst für die Landkreise Waldshut und Tuttlingen, seit 2016 für große Teile des Ortenaukreises sowie über viele Jahre hinweg für den Stadtkreis Freiburg. Auch im Redaktionsausschuss des Nachrichtenblattes engagierte sich Herr Leonhardt. 2020 hat er sich erfolgreich in seiner sächsischen Heimat beworben. Mit ihm verlie-

ren wir einen beliebten und kompetenten Kollegen mit sehr viel Erfahrung, für seine berufliche Zukunft wünschen wir Ihm viel Erfolg.

Dr. Simone Meyder

Dr. Simone Meyder hat zunächst 2006 auf einer Vertretungsstelle in Freiburg und dann ab 2009 in Esslingen als Referentin in der Inventarisierung gearbeitet. Nach einer Abordnung an die K-Stelle des Regierungspräsidiums Stuttgart arbeitete sie anteilig als Referentin für die Architektur der klassischen Moderne und der Nachkriegsmoderne sowie als Referentin der Praktischen Denkmalpflege in verschiedenen Landkreisen, vorübergehend im Schwarzwald-Baar-Kreis, in Heidenheim, seit 2017 im Landkreis Schwäbisch Hall und über viele Jahre im Landkreis Göppingen. Sie hat sich erfolgreich auf die Leitung der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Westfälischen Landesamt für Denkmalpflege beworben. Wir freuen uns für sie und wünschen ihr viel Erfolg.

Dr. Henriette von Preuschen

Dr.-Ing. Henriette Freifrau von Preuschen von und zu Liebenstein war über eine Dekade Referentin in der Praktischen Baudenkmalpflege, zunächst im Regierungspräsidium Freiburg (bis 2014, dann Dienstsitz Freiburg). Dort betreute sie den Landkreis Konstanz mit dem Welterbe Klosterinsel Reichenau und den Schwarzwald-Baar-Kreis. Seit 2017 war sie am Dienstsitz Karlsruhe für den Neckar-Odenwald-Kreis sowie seit 2018 für die Gemeindeverwaltung Sinsheim zuständig. 2020 konnte sie eine Referentenstelle in ihrem Wohnort Wiesbaden übernehmen und ist somit zum hessischen Landesamt für Denkmalpflege gewechselt. Trotz des Verlustes einer beliebten und erfahrenen Kollegin wünschen wir ihr, dass nun eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie möglich ist.

Referat 83.3

Nils Hücklekemkes

Zum 1. Februar 2020 ist Nils Hücklekemkes in das Ministerium für Umwelt, Klima und Energiewirtschaft Baden-Württemberg gewechselt. Nach seinem Architekturstudium hat er 2010 das Hochbaureferendariat erfolgreich abgeschlossen und begann anschließend als Gebietsreferent der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Regierungsbezirk Karlsruhe. Er betreute unter anderem den Landkreis Karlsruhe und den Rhein-Neckar-Kreis und erwarb durch seine fachliche Kompetenz und seine Verlässlichkeit schnell hohes Ansehen.

Motiviert durch sein Hobby, das Orgelspiel, absolvierte er zusätzlich die Ausbildung zum Orgelsachverständigen. In der Folge war er im gesamten Land Baden-Württemberg ein gefragter Spezialist für Orgeldenkmalpflege. Nicht zuletzt hat er besonders den Karlsruher Kolleginnen und Kollegen mit seiner Leitung des „Amtschores“ viel Freude gemacht. Seit 2017 betreute Herr Hücklekemkes auch das Baureferendariat im höheren bautechnischen Verwaltungsdienst im Fach Denkmalpflege. 2019 wechselte er in das Referat Spezialgebiete und war im Bereich Welterbe unter anderem für die konservatorische Betreuung der Stadt Baden-Baden zuständig.

Wir wünschen Nils Hücklekemkes in seiner neuen Tätigkeit persönliche Erfüllung und Erfolg.

Petra Martin

Im August 2020 ist Petra Martin nach mehr als 25 Jahren Tätigkeit in der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg in den Ruhestand gewechselt. Nach einer Bauzeichnerlehre studierte sie Architektur und arbeitete anschließend in einem Architekturbüro. Motiviert durch ihr starkes Interesse an Architektur- und Gartenkunstgeschichte absolvierte sie zusätzlich das Studium der Kunstgeschichte und anschließend das Aufbaustudium Denkmalpflege an der Universität Bamberg.

Auf eine kurze Tätigkeit bei der Unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Kassel folgten die Anstellung als Gebietsreferentin am Landesamt für Denkmalpflege in Sachsen und 1994 dann der Wechsel als Gebietskonservatorin zum damaligen Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Viele Jahre hat sie im Regierungspräsidium Stuttgart verschiedene Landkreise betreut. Parallel dazu vertrat sie das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in der Arbeitsgruppe Gartendenkmalpflege der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland. 2008 übernahm Frau Martin dann die neu geschaffene Stelle einer Referentin für Gartendenkmalpflege und war seitdem in ganz Baden-Württemberg tätig. Zur gleichen Zeit gab es heftig geführte Diskussionen über die geplante Rekonstruktion des Hortus Palatinus in Heidelberg und so begann sie ihre Tätigkeit mit der Initiative und Durchführung eines viel beachteten und anschließend publizierten Symposiums „noch ... eine neue Heidelberger Debatte anfangen? – Rekonstruktion und Gartendenkmalpflege“.

In ihrer Zeit als Gartendenkmalpflegerin vertrat sie das Prinzip, wonach sich Gartendenkmalpflege in ihren Grundsätzen nicht von der Baudenkmalpflege unterscheidet und somit die gleichen denkmalpflegerischen Standards der Bestandserfassung, Analyse und Dokumentation als Grundlage

der Arbeit am Gartendenkmal bestehen, ebenso die gleichen konservatorischen Zielstellungen des Substanzerhalts sowie der Wahrung der Geschichts- und Altersspuren. Mit der Betreuung des Gartens des Otto Dix-Hauses in Hemmenhofen (2010–2014) und des Abteigartens im Kloster Bronnbach (2013–2017) konnte sie diese Maßstäbe an gartendenkmalpflegerisch herausragenden Objekten beispielhaft verwirklichen.

Über ihre eigentliche Referentinnenätigkeit hinaus hat sie das Landesamt in der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur (DGGL) und im Arbeitskreis Orangerien in Deutschland e.V. vertreten.

Unentbehrlich für den hohen Standard gartendenkmalpflegerischer Arbeit ist ein verlässliches Netzwerk an freien Garten- und Landschaftsarchitekten, das Frau Martin in ihrer Zeit als Gartendenkmalpflegerin aufgebaut und gepflegt hat. Ihre Nachfolgerin Henrike von Werder-Zyprian kann auf diesen Standards aufbauen. Wir wünschen Frau Martin eine erfüllte Zeit im Ruhestand.

Referat 84.1

Dr. Jutta Ronke

Im Sommer 2020 ist Dr. Jutta Ronke in den verdienten Ruhestand getreten. Zuvor war sie über 30 Jahre in verschiedenen Funktionen und Referaten bei der Archäologischen Denkmalpflege des Landes tätig.

Nach dem Schulbesuch in Hamburg, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen schlug sie zunächst die Laufbahn zur wissenschaftlichen Bibliothekarin am renommierten „Bibliothekar-Lehrinstitut des Landes Nordrhein-Westfalen“ in Köln ein (heute Zentrum für Bibliotheks- und Informationswissenschaftliche Weiterbildung). Nach dem Diplom studierte sie ab 1976 an den Universitäten Bonn und Heidelberg Klassische Archäologie, Alte Geschichte und Kunstgeschichte. Ihre Promotion widmete sich dem Thema Magistratische Repräsentation im römischen Relief: Studien zu standes- und statusbezeichnenden Szenen (1985). Auf den Themenkreis Kunst und Kunsthandwerk im Spannungsfeld zwischen Auftraggeber, Außendarstellung und formalen Traditionen kam sie auch in ihrer späteren wissenschaftlichen Tätigkeit immer wieder zurück.

Nach einer kurzen Zwischenstation am Landesmuseum Stuttgart wechselte sie zu Beginn des Jahres 1987 als wissenschaftliche Angestellte und spätere Konservatorin zum damaligen Landesdenkmalamt, zunächst halbtags, ab 1998 ganztags. Sie besetzte eine der neu geschaffenen Stellen, die die Auswertung und Edition der Archäologischen Großgrabungen dieser Jahre unterstützen sollte.

Neben vielen anderen Aufgaben vor allem im Bereich der Redaktion, die sie im Rahmen ihrer langen Tätigkeit übernommen hat, zum Beispiel für die Fundberichte oder die Monographien der Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters, wirkte sie nach außen vor allem als Expertin und Autorin zu exzeptionellen Fundstücken der römischen Antike aus Baden-Württemberg. In diversen Aufsätzen sowie auf nationalen und internationalen Tagungen stellte sie Schmuck, Gebrauchsgegenstände oder Kunstwerke aus verschiedenen Materialien in ihren funktionalen, formalen und gesellschaftlichen Kontext. Als Herausgeberin fungierte sie bei den vom Amt publizierten Akten des zehnten internationalen Bronzekongresses in Freiburg oder der Sitzung des Arbeitskreises Römische Städte und Siedlungen.

Ihrem breiten Interessensfeld entsprechend sah sie über die Grenzen des archäologischen Faches hinaus und arbeitete referats- und themenübergreifend mit Kolleginnen und Kollegen der verschiedenen Spezialdisziplinen zusammen, zuletzt zum Beispiel als Mitherausgeberin und Autorin im Arbeitsheft zur Stuttgarter Jubiläumssäule auf dem Schlossplatz (2020).

Mit ihrer Pensionierung verliert das Amt eine verteilte Ansprechpartnerin für die feineren Aspekte des antiken Alltags, die oft erst auf den zweiten Blick zu erkennen sind und daher im Tagesgeschäft nicht unbedingt zur Kenntnis genommen werden.

Dr. Elisabeth Stephan

Am 31. Dezember 2020 verabschiedete sich Dr. Elisabeth Stephan nach 20 Jahren in der Landesdenkmalpflege in den Ruhestand.

Frau Stephan studierte nach ihrem Abitur in Niedersachsen Bioingenieurwesen an der Fachhochschule Hamburg und war ab 1979 sieben Jahre am Institut für Grenzflächen- und Bioverfahrenstechnik der Fraunhofer-Gesellschaft in Stuttgart tätig. 1986 nahm sie das Studium der Ur- und Frühgeschichte und der Ethnologie an der Universität Tübingen auf, in dessen Verlauf sie sich auf die Untersuchung und Auswertung von Tierknochen spezialisierte und dabei interdisziplinäre Methoden und Interpretationen aus Archäologie, Archäozoologie und Chemie verband. Nach ihrer Promotion war Frau Stephan drei Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Tübingen angestellt, bevor sie im November 2000 die Stelle als Fachreferentin für Archäozoologie am Dienstsitz Konstanz des Landesdenkmalamtes antrat. Im Rahmen der zoologischen Bestimmung, Auswertung und Publikation archäologischer Faunafunde aus den Grabungen der Landesarchäologie hat Frau Stephan Fundkomplexe aus jeder Epoche vom Paläolithikum bis zum Mittelalter be-

arbeitet und zahlreiche Forschungsprojekte initiiert und durchgeführt. Wichtige Stationen waren beispielsweise die Tierknochen des bedeutenden mittelsteinzeitlichen Fundplatzes Rottenburg-Siebenlinden oder aus den jungsteinzeitlichen Michelsberger Erdwerken sowie den Pfahlbausiedlungen am Bodensee und in Oberschwaben. Ebenso war sie an den von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten großen Projekten zu den frühkeltischen Fürstensitzen (unter anderem Heuneburg) und dem großen frühmittelalterlichen Gräberfeld von Lauchheim beteiligt. Die Erfahrungen und Kenntnisse von Frau Stephan im Bereich naturwissenschaftlicher Analysen sind nicht nur den Projekten der Landesdenkmalpflege zugutegekommen, sondern haben sich auch in vielen nationalen und internationalen Kooperationen mit Universitäten und Forschungsinstituten niedergeschlagen. Die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit hat Frau Stephan in zahlreichen Publikationen und im Rahmen von Kongressen und Tagungen der internationalen Fachwelt vermittelt. Als Vorstandsmitglied der Gesellschaft für Archäozoologie und Prähistorische Anthropologie (GAPA) hat sie 2018 deren Jahrestagung in Konstanz organisiert. Neben der Beratung und Betreuung von externen Auswertungs- und Kooperationsprojekten, der Mitarbeit an vielen Ausstellungsprojekten sowie der Durchführung von Fortbildungen für Grabungstechniker hat Frau Stephan die wissenschaftliche Vergleichssammlung rezenter und prähistorischer Tierskelette in Konstanz und das Osteologische Fundarchiv in Rottenburg bzw. später in Rastatt mitbetreut. Von 2012 bis 2018 war sie Mitglied im Redaktionsausschuss des Nachrichtenblattes der Landesdenkmalpflege und hat dafür gesorgt, dass sich der Anteil naturwissenschaftlicher Beiträge erhöhte.

Mit Frau Stephan verlässt eine sehr geschätzte Kollegin das Landesamt für Denkmalpflege, nachdem sie über zwei Jahrzehnte die archäozoologische Forschung im Land und weit über seine Grenzen hinaus ganz wesentlich vorangebracht und die wichtige Rolle moderner naturwissenschaftlicher Analysen in der Landesarchäologie mit wegweisenden Forschungsprojekten fest verankert hat.

Referat 84.2

Dr. Barbara Hausmair

Ende April 2020 schied Dr. Barbara Hausmair aus den Diensten des Landesamtes für Denkmalpflege aus, um künftig an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck in der akademischen Forschung und Lehre tätig zu sein. Zuvor hatte sie zwei Jahre lang als Mitarbeiterin im archäologischen Projekt zur „Erfassung und denkmalfachlichen Evaluierung von lagerzeitlichen Relikten an den ehemaligen Standorten des KZ-Komplexes Natzweiler in Baden-Württemberg“ gewirkt. Ihre Arbeit war von kraftvollem Engagement und breiter Kompetenz geprägt. Obwohl bei ihrem Ausscheiden erst die Hälfte der Projektlaufzeit vorüber war, hinterlässt sie einen eindrücklichen Fundus an recherchierten Informationen und Erkenntnissen, die in einer umfangreichen Projektdatenbank und mehreren GIS-Projekten abgelegt sind. Auch die landesweit ersten Grabungen in ehemaligen KZ-Arealen fanden unter ihrer Ägide statt. Durch ihre Arbeit hat Frau Hausmair erste Grundlagen geschaffen für eine systematische Fortschreibung der Denkmalliste in den Themenbereichen „Relikte des NS-Terrors“ und „Archäologie der Moderne“. Wir bleiben ihr in Dankbarkeit verbunden und wünschen Ihr auf ihrem weiteren Berufsweg alles Gute.

Abbildungsnachweis

U1, U2, S6o, S8r, S9o RPS-LAD, RPS-LAD, IGM; S1, S23u, S24, S28 RPS-LAD; S2 Stadtarchiv Stuttgart, Bestand 9400/2331; S3 August Kirchhoff, Stuttgart. In: Stuttgartar Neues Tagblatt 1928. Zur Weihe des Tagblatt-Turmhauses ... [= Festschrift] 1928, S.5; S4o Privatbesitz der Südwestdeutschen Medien Holding GmbH, © VG BILD-KUNST; S4u aus: DBZ 63 (1929), S. 14; S4ol August Kirchhoff, Stuttgart. In: Festschrift 1928, S.29; S5or Foto August Kirchhoff, Stuttgart. In: Festschrift 1928, S. 37; S5u Arthur Ohler, Stuttgart. Stadtarchiv Stuttgart FM156-92; S6m aus: Festschrift 1928, S.79; S6u Postkarte mit Foto des Otto Eisenschink, Stuttgart. Stadtarchiv Stuttgart, Bestand A406; S7ol Privatbesitz; S7or Foto Arthur Ohler, Stuttgart. Stadtarchiv Stuttgart FM 156-94; S7u Stadtarchiv F2443/17; S8l Rose Hajdu, Stuttgart; S9u Judith Breuer, Stuttgart; S11 Giovanni Nicola; S12ol/u, S14o, S15u Richard Vogt/Almut Kalkowski; S12or, S14u Richard Vogt; S13 Grafik: Almut Kalkowski, LiDAR-Bild Ralf Hesse; S15o Richard Vogt, Grafik: Wolfgang Hohl/Almut Kalkowski; S17o O. Braasch; S17u R. Schreg, nach H.-R. Bork (Hrsg.), Landschaften der Erde unter dem Einfluss des Menschen (Darmstadt 2006) Abb. 160; S18o LGL, Graphik: R. Hesse;

S18u RPS-LAD, Aline Kottmann; S19o Schorle [CC BY SA 3.0] via Wikimedia Commons; S19u LGL; Graphik: R. Hesse; S. 20, 21ul R. Schreg; S21o R. Schreg nach Jänichen 1970; S21rl Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen; S23 o aus: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königsreich Württemberg, bearb. von Eduard Paulus, Stuttgart 1889, S. 328/329; 25ol RPS-LAD // aus: Münster-Blätter, Ulm 1888, S. 1; S25or RPS-LAD; S26, S27ol aus: Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, bearb. von Eduard Paulus, Stuttgart 1889, S. 485 u. S. 320/321; S27or/u aus: Die Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz, bearb. von Franz Xaver Kraus, Freiburg 1887, S. 672 u. S. 352; S30- S32o, S33u-S34u, S35u-S36, S52u, S59, S60o RPS-LAD, BH; S32u Held, Bruchsal; S33o, S35o RPS-LAD, Ruth Cypionka; S37, S38u, S39, S41u, S42u saai | Archiv für Architektur und Ingenieurbau am Karlsruher Institut für Technologie (KIT) Werkarchiv Kammerer + Belz; S38o saai | Archiv für Architektur und Ingenieurbau am Karlsruher Institut für Technologie (KIT), Werkarchiv Hermann Bloemeier; S40o, 40o, 41m, 42o, S63, S67ul/ur RPS-LAD, Andreas Dubschlag; S43o-S45u, S47o/ul/ur AeDis AG, F. Schmidt; S46o HstAS, N220 A9 03; S46u RPS-LAD,

E. Dauder, K. Baur, U.Wein; S48 AeDis AG, J. Volz, R. Heusler; S49-S50 RPS-LAD, Michael Bögle; S52o, S45ol/or/u RPS-LAD, Clemens Kieser; S53o Wilhelm Kratt, LAD, Fotoarchiv Dienstsitz Karlsruhe; S53u Hermann Gremmelspacher, LAD, Fotoarchiv Dienstsitz Karlsruhe; S55 RPS-LAD, A. Escher; S56o RPS-LAD, K. Schinken/A. Escher; S56u RPS-LAD K. Schinken; S57, S58u Edgar Walz, Kuppenheim; S58o Repro aus: Rögele 1927, S. 271; S60u RPS-LAD, Melanie Mertens; S62 Bebra Verlag; S65o Stadt Meersburg, Martin Maier; S65u RPS-LAD, Felix Groß; S66o PalaFitFood Hemmenhofen; S67o VDL; S68o/u Freiburg, Münsterbauverein, Claudia Tabori; S69o/m Thorbecke Verlag; S69u Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern; S70 RPS-LAD; S71 RPS-LAD.

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart; OB = Otto Braasch; KF = Karl Fisch; IGM = Iris Geiger-Messner; BH = Bernd Hausner; YM = Yvonne Mühleis; FP = Felix Pilz; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz; LGL = Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg.



- ① *Stuttgart, Tagblattturm, S. 2, S. 55*
- ② *Bruchsal, Wohnhaus Franz-Bläsi-Str. 18, S. 30*
- ③ *Kaisersbach, Schullandheim Mönchhof, S. 37*
- ④ *Göppingen, Stadtkirche, S. 43*
- ⑤ *Karlsruhe, Schloss Gottesau, S. 52*
- ⑥ *Kuppenheim, Antoniuskapelle, S. 57*
- ⑦ *Heidelberg, katholisches Gemeindezentrum St. Paul, S. 59*

Die Landesdenkmalpflege

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1958. **Bestellmöglichkeiten für die Zeitschrift s. umseitig.**

**Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart**
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
E-Mail:
nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

Dienstszitz Freiburg
Sternwaldstraße 14
Günterstalstraße 67
79102 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Dienstszitz Karlsruhe
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 79 82

Dienstszitz Tübingen
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

Dienstszitz Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77 - 0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77 - 110

Dienstszitz Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

**Ministerium für Wirtschaft,
Arbeit und Wohnungsbau
Baden-Württemberg
Oberste Denkmalschutzbehörde**
Neues Schloss
Schlossplatz 4
70173 Stuttgart
Telefon 0711 / 1 23 - 0
Telefax 0711 / 1 23 - 24 74
E-Mail: Poststelle@wm.bwl.de

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar
Postfach 102311, 70019 Stuttgart
ISSN 0342-0027

1/2021 50. Jahrgang

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann verwenden Sie dafür den unten stehenden Abschnitt oder eine der anderen Bestellmöglichkeiten.

Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Siehe auch die Hinweise zur Datenverarbeitung unter: www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt/abonnement

Bestellung und Adressänderungen

- Tel. 071 56 / 16591-335
- nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- www.denkmalpflege-bw.de
- per Post mit dem Coupon unten an die oben links stehende Postfachadresse (Stichwort Öffentlichkeitsarbeit)

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

 Bitte Coupon ausschneiden und in einem frankierten Briefumschlag an oben genannte Adresse senden.

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die unten stehende Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die rechts stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse gebe ich im linken Feld ebenfalls bekannt.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

alte Adresse (nur für Adressänderung)

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

ggf. Abonummer

neue Adresse

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

